

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

IX. Jahrg.

Düsseldorf, September 1929

Heft 9

Der Wirtschaftsingenieur.

Von Dr. W. Prion, Professor an der Technischen Hochschule Berlin.

Die wirtschaftliche Entwicklung, die in immer stärkerem Maße auch an sich außerwirtschaftliche Gebiete menschlicher Tätigkeit, wie die Politik, Gesetzgebung, Rechtssprechung, Verwaltung, so auch die Technik entscheidend beeinflusst, ja durchdringt, hat den Typ des Wirtschaftsingenieurs geschaffen. Er ist kein Mensch mit theoretisch konstruierter Ausbildung, der seine Daseinsberechtigung erst nachzuweisen hat. Die Notwendigkeiten des praktischen Wirtschaftslebens haben diesen Beruf entstehen lassen; die Praxis kennt ihn schon seit Jahren. Man braucht nur einmal die Stellenangebote und Stellengesuche technischer Zeitschriften und einzelner Tageszeitungen durchzusehen, um zu erkennen, daß eine gar nicht unerhebliche Zahl von Stellen für Ingenieurkaufleute, kaufmännische Ingenieure, Kaufleute mit technischen Kenntnissen oder wie sonst die Bezeichnungen für den hier Wirtschaftsingenieur genannten Typ lauten, gesucht oder angeboten werden. Und wer etwas von wirtschaftlichen Dingen versteht, erkennt gleich die Bedeutung, die in der Tatsache liegt, daß ein solcher „Markt“ überhaupt besteht. Das bedeutet nämlich, daß schon ein gewisses Mindestmaß von Angebot und Nachfrage an Waren auf dem Warenmarkt oder Stellen auf dem Stellenmarkt da sein muß.

Der Wirtschaftsingenieur ist also — um das zu wiederholen — kein neuer Beruf; neu ist lediglich die einheitliche

akademische Ausbildung zum Wirtschaftsingenieur. Daß jeder, der etwa zur Leitung oder Mitarbeit im Einkaufs- oder Verkaufsbüro oder zur Leitung eines industriellen Unternehmens berufen wird, mit einer einseitigen Ausbildung und Erfahrung nicht weiterkommt, sondern sich in das andere Gebiet einarbeiten und einsühlen muß, sei es der Ingenieur in das kaufmännische oder der Kaufmann in das technische Gebiet, dürfte nicht bestritten werden. Dann aber ist es nur ein kleiner Schritt zu der vernünftigen Folgerung, daß man schon auf der Hochschule das Grenzgebiet mitpflegen soll, anstatt später viel teureres Lehrgeld in der Praxis zu zahlen.

Unter der Technischen Hochschule Berlin gibt es zwei Möglichkeiten technisch-wirtschaftlichen Studiums. Dabei sei von vornherein — um immer wiederkehrenden Mißverständnissen vorzubeugen — mit allem Nachdruck betont, daß es sich nicht um eine Mischung des Studiums etwa in der Art: 50 % Technik und 50 % Wirtschaft handelt. Ein solches Mischstudium wäre ebenso verfehlt und unmöglich wie der Typ eines Menschen, der vollendeter Techniker und Kaufmann zugleich ist. Einen solchen Menschen wird man nur in seltenen Ausnahmefällen finden. Es gibt in dieser Fragestellung eben

nur Kaufleute oder Ingenieure, nicht beides zusammen. Das schließt nicht aus, daß der Kaufmann außerdem über technische, der Ingenieur über wirtschaftliche Kenntnisse und



Nieter.

Plastik von Luise Schmuckler

Fähigkeiten verfügen kann. Und so ist auch der Wirtschaftsingenieur im Grunde genommen entweder Ingenieur oder Wirtschaftler (Kaufmann).

II.

Dieser Gedanke liegt den beiden wirtschaftstechnischen Ausbildungsrichtungen an der Technischen Hochschule Berlin zugrunde — und trennt sie. Mit anderen Worten: sie unterscheiden sich durch den Umfang und die Besonderheit, die die Technik im Rahmen des Studiums einnimmt.

In einem Fall ist und bleibt der Studierende Ingenieur. Er studiert Maschinenbau oder Elektrotechnik oder Hüttenkunde usw. Daneben kann er sich aber je nach seinen Studien- und Lebenszielen mit einem Teilgebiet der Industriewirtschaftslehre beschäftigen. Das gilt besonders für Betriebs-, Verkaufs-, Projekt-ingenieure, auch für Ingenieure in öffentlichen Betrieben. Solche Teilgebiete sind z. B. die Betriebsführung (umfassend Betriebswirtschaftslehre, Organisation, Finanzierung) oder für den Betriebsingenieur das Rechnungswesen (Buchhaltung, Bilanz, Kostenrechnung, Betriebsstatistik, Betriebsplanung), für den Verkaufsingenieur Absatzwirtschaft (Warenverkehr, Kreditverkehr, Absatzorganisation, Vertragstechnik, Marktanalyse, Werbewesen usw.).

Die Studienpläne und Prüfungsordnungen der verschiedenen Fachrichtungen (Maschinenbau, Elektrotechnik, Bauwesen usw.) tragen diesen Möglichkeiten wirtschaftlicher Ausbildung Rechnung. Es ist möglich, ein Studium durchzuführen, das zu zwei Dritteln technische und zu einem Drittel wirtschafts- und verwaltungswissenschaftliche Fächer umfaßt. Nur ist zu beachten, daß im Vordergrund des Studiums die Technik mit ihrer Spezialisierung steht, und daß die Wirtschaftslehre, von der der Studierende deshalb auch nur zwei bis drei der obigen Teilgebiete wählen kann, an Bedeutung zurücktritt.

III.

Anders in der neuen, seit 1926 bestehenden Fachrichtung: Wirtschaft und Technik. Hier bildet die Wirtschaftslehre das Rückgrat und den Hauptteil des Studiums. Der Studierende soll auch nicht Ingenieur im Sinne der obengenannten Fachrichtungen, sondern in erster Linie Wirtschaftler, Kaufmann, werden, wenngleich er nach Ablegung der Diplomprüfung den Titel „Diplomingenieur“ erhält, wie alle Absolventen der Technischen Hochschule. Die technischen Grundlagen der heutigen modernen Wirtschaft und des Betriebes sollen ihm so weit nahegebracht werden, daß er sie verstehen und beurteilen kann. Diesem Zweck entsprechen Vorlesungen und Übungen zunächst über Physik, Chemie und Mathematik, Mechanik, Konstruktionslehre, Elektrotechnik, Kraft- und Wärmewirtschaft, Fabrikorganisation und Fabrikbetrieb, zu denen nach Wahl und Neigung noch Sonderfächer hinzutreten können: mechanische Technologie, Elektrizitätswirtschaft, Bautechnik usw. Die technischen Fächer bilden insgesamt etwa — zeitlich gesehen — zwei Fünftel des Studiums, wenn man diesen — wie immer gefährlichen — Zahlenmaßstab hier überhaupt anlegen soll und kann.

Im Anfang und im Mittelpunkt des neuen Studiums für die Wirtschaftsingenieure steht die Betriebswirtschaftslehre (von dem Ausbildungsgang für die in der öffentlichen Verwaltung tätigen Wirtschaftler wird hier abgesehen). Sie umfaßt die Lehre von der Finanzierung, der Organisation, dem Rechnungswesen der Betriebe (Bilanz, Statistik, Wirtschaftspläne usw.), ferner die Lehre vom Waren- und Nachrichtenverkehr, Absatzorganisation, Marktanalyse, Werbewesen, Zahlungs- und Kreditverkehr usw. Aus dem Gebiet der Volkswirtschaftslehre kommen die Wert- und Preislehre, Konjunkturtheorie und Konjunkturpolitik, Industrie-

und Verkehrspolitik, Kartellwesen usw. in Betracht. Die Rechtslehre wird nur so weit im Studium berücksichtigt, wie sie für den Wirtschaftsingenieur wichtig ist, also im wesentlichen das sogenannte Wirtschaftsrecht.

Welche Stellen für die Studierenden dieser Fachrichtung in Betracht kommen, ist schon zu Anfang erwähnt worden. Außer der wirtschaftlich-technischen Arbeit im Einkauf, im Verkauf, im Rechnungswesen und in der Leitung oder Verwaltung industrieller Betriebe kommt die Betätigung in der öffentlichen Verwaltung und in wirtschaftlichen Verbänden in Betracht. Für die Leitung kleiner und mittlerer Betriebe halte ich — bei gleichen moralischen und geistigen Eigenschaften — den Absolventen des neuen Studiums für geeigneter als den Nur-Kaufmann und Nur-Techniker. Es ist wohl kein Zufall, daß ein großer Teil der gegenwärtigen Studierenden dieser Fachrichtung sich aus Söhnen von Unternehmern zusammensetzt, die später einmal die väterliche Fabrik übernehmen und leiten sollen. In der Verkaufspraxis wird sich am ehesten die Überlegenheit des Wirtschaftsingenieurs über den reinen Kaufmann und reinen Ingenieur zeigen, vor allem in der Maschinen- und Elektroindustrie, wo es weder mit bloß konstruktiv-technischen Kenntnissen noch mit rein händlerisch-organisatorischen Fähigkeiten getan ist.

IV.

Zweierlei bleibt noch zu sagen. Erstens: Dies „Mischstudium“, wie es m. E. nicht ganz zutreffend genannt wird, will keine Aneignung oberflächlicher Kenntnisse der gesamten Wirtschafts-, Rechts- und Ingenieurwissenschaften — das würde weder den Ausbildungszielen noch den Traditionen einer Hochschule entsprechen —, sondern vertiefte, gründliche Beschäftigung mit denjenigen organisch zusammenhängenden Teilgebieten von Wirtschaft und Technik, deren Beherrschung (nicht bloße Kenntnis) für den Wirtschaftsingenieur wichtig und notwendig ist. In seiner zweckbetonten Einstellung auf den Industriebetrieb bedeutet das Studium mit einheitlicher, organischer Ausbildungsrichtung und ebensolchem Ziel eine Spezialisierung, die — man mag das bedauern oder nicht — heute für jedes Studium notwendig ist.

Und das zweite, das zu sagen bleibt, ist dies: Wenn der Studierende nach acht bis neun Semestern in die Praxis hinausgeht, so ist er ebensowenig wie andere Akademiker nach dem Studium „fertig“ etwa in dem Sinne, daß er ohne weiteres eine Abteilung oder einen Betrieb, sei er auch noch so klein, vorbildlich leiten kann. Er wird sich erst in der Praxis, der Behandlung kaufmännisch-wirtschaftlicher Fragen im Einkauf, in der Abrechnung, Kontrolle, Organisation, vor allem aber auf dem eigentlich unternehmerischen Gebiet, im Verkauf und vor allem im Export die Spuren verdienen müssen. Auslandstätigkeit ist m. E. die beste praktische Schulung, die später auch zur Leitung oder Mitleitung von Betrieben befähigt.

Wenn das Gefühl, das zur Schaffung des wirtschaftstechnischen Studiums führte, richtig ist, wenn die neue Fachrichtung eine in der Praxis tatsächlich fühlbare Ausbildungslücke ausfüllt, wenn endlich tüchtige, junge Menschen, weder Blender noch Büchermwürmer, sich dem neuen Studium widmen, dann kann die Hoffnung nicht fehlgehen, daß sich der eine oder andere zu leitender Stellung im Wirtschaftsleben aufschwingt. Auf der anderen Seite kann man die jungen Leute, die mutig genug sind, das Wagnis des neuen Studiums — bis zur praktischen Bewährung bleibt es ein Wagnis — zu übernehmen, nicht dringend genug vor Überheblichkeit und vor dem Gefühl warnen, daß sie nur „Direktor studieren“. Leistungen entscheiden, nicht das Bewußtsein vom eigenen Wert.



W. Niedermayer.

Arbeit im Moor.

Linden-Verlag, München.

Arbeitslosigkeit im Lichte der Geschichte.

Von Professor Dr. Walther Schneider, Köln.

I.

Wie eine Krankheit, die zwar durch Jahrhunderte die Menschen belästigte, aber als etwas Gegebenes ertragen wurde, die dann plötzlich mit der Gewalt einer vernichtenden Seuche das Interesse auch des Gleichgültigsten an sich reißt, so preßt sich das Problem der Arbeitslosigkeit mit katastrophaler Wucht augenblicklich in unser wirtschaftliches und politisches Leben und droht den Bau unserer mühsam zusammengeleiteten Staatlichkeit ins Wanken zu bringen.

Dabei ist die wirtschaftliche Seite der Frage, so ernst sie ist, noch nicht die schlimmste. Viel verhängnisvoller ist die verantwortungslose Ausschachtung in politischer Beziehung.

In solchem Falle ist es vielleicht nicht unnütz, darauf hinzuweisen, daß diese Frage eine „res omnium in omnes“ ist, daß alle Kritik der heutigen Gesellschaft ihren Brennpunkt in dem Problem der Arbeitslosigkeit hat. Darum darf die Entscheidung über die Art, wie diese Frage gelöst werden kann und soll, nicht mehr den wirtschaftlichen und politischen „Interessenten“ allein „zu Lieb und Haß“ überlassen werden, sondern muß durch aufklärende Arbeit weitesten Kreisen zu klarer, verantwortungsbewußter Entscheidung aus Herz gelegt werden.

Die Arbeitslosigkeit aus der Welt schaffen wollen heißt ins Land „Nirgendwo“ fahren. Immer wird es „unwirtschaftliche“ Menschen im politisch-ökonomischen Sinne geben, faule, die unproduktiv sind, fleißige, die zwar für die Menschheit Großes leisten, aber für sich nichts behalten, und solche, die wohl erwerben, aber das Erworbene nicht zusammenhalten können.

Andererseits würde eine „absolute Wirtschaftlichkeit“, die alles Einkommen nüchtern bis auf den letzten Pfennig der „Existenzvorausicht“ opfert, die Menschheit zu einer Einstellung führen, die den Tod alles geistigen und kulturellen Lebens gerade in den mittleren und unteren Schichten bedeuten würde.

Ebenso ist nicht zu bestreiten, daß unter den gegebenen Verhältnissen — und nur mit denen kann der ernsthafte Mensch rechnen — ein gewisses Kontingent an Arbeitslosen nötig ist, um, gewissermaßen als elastischer Puffer, die Anpassung an den Arbeitsbedarf, die Ausnutzung der Konjunktur zu gestatten.

Ferner wird auch im rein sozialistischen Staate stets eine arbeitslose Armenschicht als Ablagerung eines psychisch-moralischen und wirtschaftlichen Verfalls von ganzen Ge-

schlechterserien auftreten. Es handelt sich also stets nur um Milderung, nicht Aufhebung einer naturnotwendigen Erscheinung bei Bekämpfung der Arbeitslosigkeit.

Diese aber ist geradezu die Lebensfrage unseres Volkes. Sie ist eine der gefährlichsten sozialen Erkrankungen des Volkskörpers für die Betroffenen sowohl wie für die Allgemeinheit; gefährlich vor allem, weil sie nicht nur die wertvollste nationale Kraft, den Produktionsfaktor Arbeit, in dem ausgebluteten Deutschland brachliegen läßt, sondern nach dem Gesetz der Seuchenstrahlung Tuberkulose, Alkoholismus, Landstreicherei, Prostitution und Eigentumsdelikte in unheimlicher Weise beeinflusst. Der „objektiv“, das heißt ohne Schuld Arbeitslose, dem der Staat nichts gibt als das Strafgesetz, fühlt sich allzu leicht außerhalb der Rechtsordnung und glaubt, „ein Recht auf alles zu haben, weil ihm alles verweigert wird“.

So stellt sich die Frage der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit als des Urgrundes des menschlichen Elends dar als eine wirtschaftliche und zugleich in stärkstem Maße als eine sozial-ethische Aufgabe der im Staat organisierten Menschheit.

In kurzen Schlaglichtern sollen die tausendjährigen Versuche der Menschheit, diese Frage zu lösen, beleuchtet werden. Vielleicht geben sie hier und da einigen Einblick in den Kern des Problems.

Das instinktive Kraftgefühl der primitiven Gesellschaft scheidet alle unnützen Glieder, Greise, Kranke und krüppelhafte Kinder, radikal aus. Aus der Keimzelle des Muttertums erwächst das erste „sympathische“ Gefühl, das jedoch nie über den engsten Kreis der Blutsverwandtschaft hinaus wirksam ist. In der patriarchalischen Familie des Hackbauzeitalters gewinnen diese Gefühle als „Sippenverpflichtung“ triebhaft-ethische Kraft und übertragen sich auf die kleinagrarische Gemeinde und schließlich auf das primitive Staatsgebilde.

In das Bewußtsein der Menschen ist, soweit wir unterrichtet sind, der Gedanke der Fürsorge für wirtschaftlich Schwache zuerst im Königtum des Orients getreten. Die Entwicklung der Territorialgemeinde an Stelle der Geschlechtsgemeinde schuf eine breite Schicht von Menschen, die, weil sie sich selbst nicht unterhalten konnten und von ihren Angehörigen nicht unterhalten wurden, sich in der bewußten Gemeinsamkeit ihres Elends als Klasse, als „Stand“ fühlten. Ihrer nimmt sich der König zunächst aus realpolitischen Gründen — „damit sie um so williger für ihn fechten und steuern“ — an, dann aber auch aus religiösen Rücksichten. Im sozialen Gottkönigtum liegt die Sorge für die Armen innerlich verankert. Die Gesetze Hammurabis (um 2250 v. Chr.) sind von vorbildlich sozialem Geiste erfüllt. In Verbindung mit dem Königsrecht bildet sich in Ägypten eine scharfe „Wertethik“ aus, die den Verstorbenen vor dem Totengericht sich verteidigen läßt: „Ich habe dem Hungerigen Brot gegeben und Wasser dem Durstigen und Kleider dem Nackten und eine Fährte dem Schifflosen.“

Ein neues Moment tritt in die Problemstellung durch das Judentum mit seiner theokratischen Vorstellung vom Eigentum Gottes, das allen, also auch den Armen, zugute kommen müsse. Wer die Mosaischen Bücher offenen Auges liest, wird darin soziologisch und bodenpolitisch tiefschürfende Erkenntnisse finden. Schutz gegen Überarbeit, Sicherung der Lohnzahlung finden sich auch, und der Talmud spricht sogar über Streikrecht, Affordarbeit und anderes.

Indessen werden diese sozialen Gefühle durchaus auf die engste Kulturgemeinschaft beschränkt (Geschichte vom barmherzigen Samariter), und auch die Griechen, die sich im Gegensatz zu den „Barbaren“ rühmen, in ihrem Zeus Xenios den Beschützer der Fremden zu verehren, kennen den Begriff der Menschenliebe nicht. Dagegen entwickelt sich der Begriff der sozialen Gerechtigkeit, beeinflusst vom Orient (wie Xenophons „Cyropädie“ zeigt), zu starker Wirkung.

Peisistratos bereits verfügte für die Kriegsverletzten eine Unterstützung, und für die Kriegswaisen (allerdings nur für die Söhne!) übernahm der Staat aus realpolitischen Erwägungen die Erziehungspflicht.

Realpolitisch gedacht ist auch die Forderung des Perikles an den Staat, sich für Arbeitsbeschaffung einzusetzen. Auch die Kolonisation durch „Kleruchien“ ist gesund. Aber indem Perikles — aus dem Prinzip der Gleichberechtigung der Bürger heraus — die „Diäten“ zuerst für die Geschworenen, dann für die Ratsherren und schließlich für die Theaterbesucher einführt, beschritt dieser geniale Mann, von einer Ideologie verführt, den Weg, der seinen Staat einem ständig wachsenden arbeitsfaulen und genussüchtigen Proletariat und damit dem Untergang ausliefern sollte. Die Übertreibung des „Rechtes auf Existenz“ ohne Gegenleistung lieferte die Griechen des Hellenismus zuerst dem kalt berechnenden Militarismus des Makedoniers, dann der nationalen Kraft des Römertums als Kulturdünger aus. Daß die unverwundliche militärische Kraft des besseren Teiles seiner Bevölkerung (Xenophon) sich in fremden Diensten ausgeben mußte, ist das schmachvollste Blatt der späteren griechischen Geschichte.

Es erübrigt sich, in diesem Zusammenhang näher auf die sehr ähnlichen Entwicklungsphasen der Geschichte des römischen Reiches einzugehen. Solange die wirtschaftliche Grundlage der Mehrheit der Bevölkerung sich auf Grundbesitz aufbaute, konnte von einer Armut als Massenerscheinung höchstens bei schweren Missernten die Rede sein. Erst als mit der Erwerbung der Welt Herrschaft um 146 v. Chr. und dem Einbruch der großen Getreideimporte aus den Kolonien der Niedergang der Kleinbauern in Italien einsetzte, begann die Frage der Armutsbekämpfung brennend zu werden. Die zwangsläufige Enteignung der Bauern durch die sich ausbreitende Großweidewirtschaft vermehrte die Unlust der aus den Kriegen zurückgekehrten Veteranen zu ländlicher Arbeit. In das sich allmählich bildende städtische, wurzellose Proletariat drangen die Ideen des griechischen Sozialismus ein, wie wir sie aus den Bruchstücken des Diophanes von Mystilene oder dem phantastischen Versuche des Prinzen Aristonikos von Pergamon kennen, mit Hilfe der leibeigenen Bauern und Proletariat den Zukunftsstaat der „Sonnenbrüder“ zu errichten. Unter dem Einfluß dieser „Internationalen“ treten in der Revolution der Gracchen neben der richtigen Forderung einer Reform des landwirtschaftlichen Besitzes die bedenklichen Theorien von der Pflicht des Staates, das heißt der Reichen, auf, die Armen unter allen Umständen mit Brot und billiger Wohnung zu versorgen. Gerade die römische Entwicklung zeigt, daß ein solches, die Bestechlichkeit der Massen förderndes Prinzip, einmal gesetzlich anerkannt, wie ein fressendes Gift wirkt, weil es Kampfmittel der Demagogie werden muß und daher nicht wieder eindämmen ist. So steigen in Rom die Kosten der Kornspenden in 27 Jahren (73–46 v. Chr.) von 10 auf 77 Millionen Sesterzien (1 754 000 auf 13 505 800 Mark). Zwar gelang es Cäsar, die Zahl der Empfänger von 320 000 auf 150 000 herabzudrücken, aber in der Kaiserzeit schwillt die „Massenfütterung arbeitscheuen Pöbels“ ins Uferlose an und stürzt schließlich das Reich in den Abgrund. Auch die groß angelegten Versuche späterer Kaiser, durch die „Alimentarinstitution“ zur Unterstützung armer Kinder der künftlichen Arbeitslosigkeit zu steuern, mißlingen immer wieder. So ist es möglich, daß sich schließlich germanische Scharen, nicht stärker als zwei bis drei kriegstarke Regimenter — die „Überflutung“ Roms durch gewaltige Völkermassen ist eins der vielen Millionenmärchen der geschichtlichen Überlieferung — zu Herren über die willenslahmen Millionen römischer Staatsrentenempfänger machten.

Führten so in den antiken Staaten sowohl der rein wirtschaftliche wie der rationalistische Standpunkt in der Armenfrage zum Bankrott, so wird das im Judentum ausgebildete

sozial-ethische Prinzip vertieft vom Christentum übernommen. Indem es den Begriff des „Wohltuns aus Liebe“, der Karitas, zum Fundament seines sozialen Wirkens machte und in der Diakonie praktisch durchführte, gab es der absterbenden sozialen Welt einen neuen Inhalt.

Der Begriff des Almosens als einer Gott wohlgefälligen Gabe, zugleich eines sündentilgenden Mittels, gibt der Forderung helfender Liebe in der älteren Christenheit starken Nachdruck. Dabei trägt diese Tätigkeit einen durchaus gesunden Charakter und ist von jedem phantastischen Kommunismus, wie man ihn zeitweise aus der Bibel hat herauslesen wollen, weit entfernt. Weder bestand irgendein Zwang zu Gaben (die Geschichte von Ananias und Saphira richtet sich lediglich gegen die heuchlerische Scheinheiligkeit), noch wurden Müßiggänger berücksichtigt. Im Gegenteil spielten Arbeitsnachweis und Werkzeugbeschaffung eine Hauptrolle, und es war der Ruhm der Gemeinde, keine Bettler zu haben.

Indessen verzerren bald zwei Momente die soziale Wirksamkeit des zur Staatskirche gewordenen Christentums. Der Gedanke der Gottwohlgefälligkeit des Werkes stellt die Armenpflege mehr auf den Schenkenden als auf den Beschenkten ein. Weil man für das eigene Seelenheil sorgte, tat man wohllos Gutes, so daß die Armut gefördert statt zurückgedrängt wurde. Alles, was nicht arbeiten mochte, drängte sich zu den Stiftungen, Krankenhäusern und Klöstern, und Johannes Chrysostomus († 407) berichtet, daß zu seiner Zeit die Armenmatrikel in Antiochia allein 3000 Witwen und Jungfrauen aufgewiesen habe.

So konnte auch die christliche Karitas das Massenelend nicht aufhalten, das seinen Grund in der katastrophalen Wirtschaftskrise hat, die die Wende vom Altertum zum Mittelalter charakterisiert.

Ohne Zweifel ist der Lösung der Arbeitslosen- und Armutsfrage durch diese werkeulige Theorie bis auf unsere Zeit schwerster Schaden zugefügt worden. Die berühmten „Wohltätigkeitsvergnügungen“, auch fromme Stiftungen, auf der einen, die demagogische Ausnutzung des Elends unter der Maske „Vertreter der Enterbten“ zu sein, durch Leute, die heute in hoher Stellung des Lebens Überfluß genießen, auf der andern Seite sind Kinder dieser Verdrehung altruistischer Höchstleistung der Lehre Jesu in verkappten Egoismus.

Inzwischen fanden die gesunden Gedanken der christlichen Karitas ein reiches Wirkungsfeld in dem wieder durchaus agrarisch fundierten germanischen Frankenstaat.

Der praktische, kühl berechnende Weitblick Karls des Großen, verbunden mit einer starken, in ihrer Grobkörnigkeit der eines Friedrich Wilhelm I. vergleichbaren Religiosität, stellt die Wohlfahrtspflege — ein ganz neues Motiv — auf die gesunde

Zusammenarbeit ethischer und volkswirtschaftlicher Triebe durch Kirche und Grundherren.

Der sozial-ethische Gedanke der altgermanischen Sippen-treue, die auf Gedeih und Verderb für den Genossen eintritt, wird durch ein neues soziales Königtum dahin erweitert, daß „jeder gehalten sei, die Seinen (das heißt die ihm nach Feudalrecht Unterstellten) nach seinem Vermögen zu unterstützen“. (Kapitular von 805.) Nach einer Mißernte 779 schreibt Karl eine regelrechte Armensteuer für die „Bischöfe, Äbte, Abtissinnen, Grafen und Vasallen nach der Größe ihres Besitzes“ aus.

„Kein Grundherr soll dulden, daß die Armen seines Sprengels bettelnd im Lande umherziehen, und keiner soll einem Bettler, der nicht arbeiten will, etwas geben.“

Nach seinem Tode versiel die Sozialpolitik des großen Herrschers. „Man gab Almosen und viel Almosen, vor den Häusern, auf der Straße, vor den Kirchen und in den Kirchen, bei Hochzeitsfeiern und Beerdigungen, bei kirchlichen und bürgerlichen Festen; man stiftete Spenden und Messen . . . um seiner selbst willen, nicht zu der Armen Heil“, klagt ein Schriftsteller.

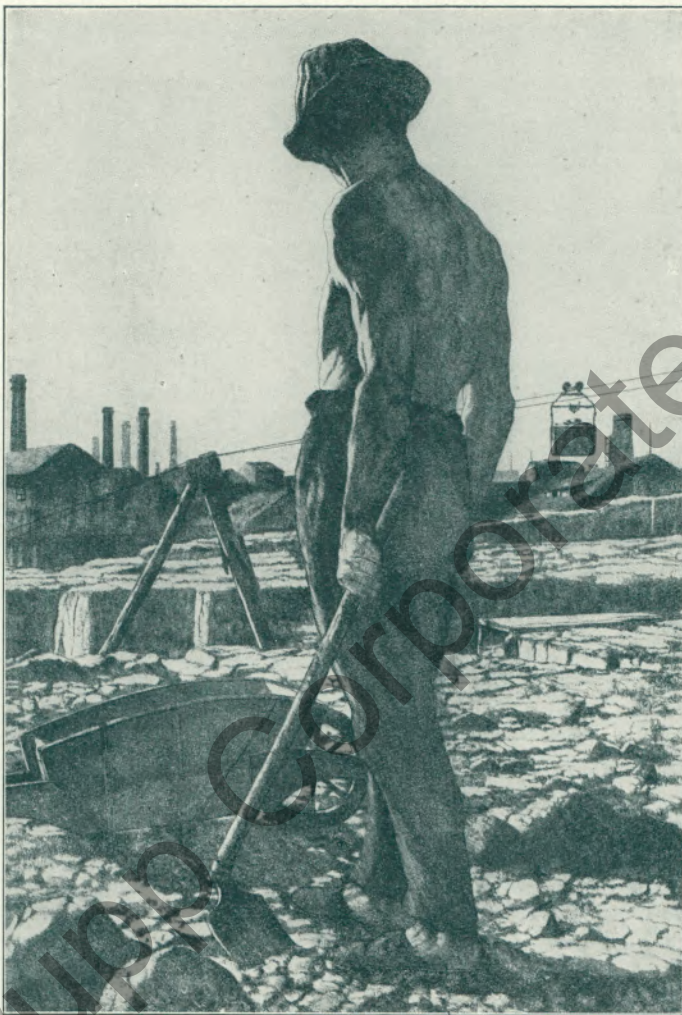
Das Unheil wirkte sich zunächst so schlimm aus, weil der agrarische Charakter des mittelalterlichen Feudalstaates die sozialen Verhältnisse in eine strenge, traditionelle Ordnung zwang, die von unten nach oben hin jeden band, andererseits aber von oben nach unten hin jeden vor den Wechselfällen des wirtschaftlichen Lebens schützte.

Eine neue Krise erschütterte das germanische Europa durch die Umwälzungen, die die Kreuzzüge bringen. Die naturwirtschaftliche, wenn auch beschränkte, so doch sichere Grundlage der unteren Klassen wird durch die Inflation des Edelmetalls, die Landflucht der an Abenteuer gewöhnten Jugend und die beginnende Kapitalwirtschaft unterhöhlt. Der gleich-

zeitige moralische Verfall des Mönchs- und Klosterwesens löst eine kommunistische Welle aus, wie sie sich, noch in religiösem Gewande, in den Flagellantenunruhen über Europa ergießt.

Zwar entstehen in den Spitalorden, in denen neben dem Mönch an führender Stelle der Ritter und der Bürger sich betätigen, neue Keimzellen einer Verwirklichung des Gedankens sozialer und moralischer Bekämpfung des Elends; aber sie gehen bald andere Wege und überlassen die Lösung der sozialen Frage den immer mehr in den Vordergrund des wirtschaftlichen und politischen Lebens tretenden Fürsten und Städten.

Besonders in letzteren erlebt der in der germanischen Genossenschaft wurzelnde, echt soziale Gedanke der gerechten Verteilung von Risiko und Schutz auf Individuum und Gesellschaft zwar eine kurze, aber glänzende Auferstehung. Die Augsburger Ordnungen von 1459 bis 1512, durchglüht von



Ziegeleiarbeiter.

Aus dem Zyklus „Arbeit“ von Carl Haniel, Dresden.

dem Geiste Konrad Peutingers, verstehen es meisterhaft, die verschiedenen Hilfsgebiete ineinanderzupassen. Darlehen an Handwerker, Getreideabgaben aus den städtischen Speichern bei Feuerung, Arbeitsbeschaffung, geheimgehaltene Gaben an verschämte Arme und anderes sind dort mit scharfer Listenkontrolle bewundernswert durchgeführt. Die Spitäler einschließlich der Leprosenhäuser (Georgshospitale), Bettelhäuser, in denen Arbeitsfähige untergebracht wurden, Kinderheime wurden errichtet. Aber der Krebschaden der Werkheiligkeit verhinderte im ganzen das Eindringen in die vorbeugende soziale Arbeit, so daß die neue große Wirtschaftskrise, die mit dem Einfall der spanisch-amerikanischen Gold- und Silberflut Europa traf, sowohl die verrottete Kirche als auch die selbstgefällig verküsternde Stadtwirtschaft ohne Abwehr überfiel.

In zwei Ländern hat diese Krise besonders verhängnisvolle Folgen gehabt: in England vertrieb die durch das Steigen der Wollpreise erhöhte Rentabilität der Großweidewirtschaft um die Wende des 16. Jahrhunderts etwa 50000 Bauern von der Scholle, die nun als Bettler und Landstreicher ihr Leben fristeten oder Söldnerdienste nahmen, und in Deutschland wurde seit Ende des 15. Jahrhunderts die Lage der Bauern so unsicher, daß sie im Verein mit fahrenden Leuten, verbummelten „Schülern“ und ehemals geistlichen Gesellen geradezu eine politische Gefahr bildeten, die sich im Bauernkrieg verhängnisvoll entlud. Es ist ein Beweis der Kraft des Ideals, daß die rein geistige Bewegung der Reformation allein es versuchte, diese praktische Frage wiederaufzunehmen. Der starke Wirklichkeitsinn Luthers fordert („An den christlichen Adel . . .“) „den rechten Mut und Ernst dazu, daß jede Stadt ihre armen Leute versorge“, die „losen Buben und Landläufer“ aber auf gute Wege bringe.

Hier wird zuerst wieder die Gemeinde als der berufene Träger der sozialen Arbeit an ihr Gewissen gebunden. Jeder falschen Weichheit steht der Reformator fern: „Es fügt sich nit, daß einer auf des andern Arbeit müßig gehe. Es ist niemand von der andern Güter zu leben verordnet. Wer arm sein will, soll nit reich sein; will er aber reich werden, so greife er mit der Hand an den Pflug und suchs ihm selber aus der Erden.“

Hier steht klar und groß der nunmehr so verdunkelte Grundsatz vor uns, daß die soziale Gesetzgebung nie und nimmer die wirtschaftliche Selbstverantwortung des einzelnen schädigen, dem einen auf Kosten der andern ein Wohlleben verschaffen darf. Es entstand die gemischt bürgerlich-kirchliche Organisation der sozialen Fürsorge, wie sie in den „Kastenordnungen“ von Nürnberg, Straßburg, Magdeburg, Breslau und anderen vorliegt. Wieder steht das Prinzip der vorbeugenden Pflege und der wirtschaftlichen Wiedererstarkung der Verarmten im Vordergrund.

Schärfer noch als das bald in dogmatischen Streitigkeiten verküsternde Luthertum hat der Calvinismus die soziale Frage aufgegriffen. Die von a Lasco entworfenen Satzungen für die niederländischen „Fremdlingsgemeinden“ am Niederrhein und in England sind von hohem sittlichem Standpunkt und mit praktischem Blick geschaffen. Sie vereinigen individuelle Behandlung und organisierte Zucht. Charakteristisch ist die Strafe der Verachtung für „sündige Gemeindeglieder, die ihre Sünden mit großen Gaben an die Armen zudecken möchten“.

Einen bedeutenden Schritt tut England, indem Elisabeth 1601 durch den „Act for the relief of the Poor“ die soziale Arbeit unter die Aufsicht des Staates stellt und eine feste Armensteuer auf das Grundeigentum legt.

Der Versuch des Tridentinums, in den katholischen Staaten die weltliche Aufsicht über die Armenpflege wieder ganz auszuscheiden, scheiterte an dem erstarkten Machtgefühl der

Fürsten. Doch leistete die kirchliche Pflege — die Orden der „barmherzigen Brüder“ und der „barmherzigen Schwestern“ wurden gegründet — Großes auf dem Gebiete der Anstaltsfürsorge.

Der Dreißigjährige Krieg wirft Deutschland um Jahrhunderte zurück. Es tritt der groteske Fall ein, daß ganze Landstriche zur Einöde werden, weil es an Menschen fehlt, sie zu bebauen. Trotzdem bildete sich in den Städten, die auch zum Teil wüst lagen, aus Söldnern, Bauern und anderen Arbeitslosen ein neues Proletariat, das, der Arbeit entwöhnt, den Wiederaufbau hinderte.

Da war es ein Glück, daß die neu auftretende Macht der absoluten Fürsten, gestützt auf die Kraft des „stehenden Heeres“, wenigstens in ihren tüchtigen Vertretern mit eiserner Hand den sozialen Aufstieg der entnervten Massen erzwang. Was der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. in Preußen, was Karl Friedrich in Baden, Karl August in Weimar geleistet haben, sind Ruhmesblätter in der Geschichte des sozialen Fortschrittes.

Der merkantilistische Obrigkeitsstaat nimmt auch die Pflege für die Verarmten gänzlich in seine Hand, schaltet die Initiative der Untertanen auch hier völlig aus. Er irrt sich allerdings, wenn er glaubt, auf die Dauer durch Verbote und Strafen gegen den Bettel, Einsperren in Arbeits- und Spinnhäuser das Übel bekämpfen zu können. Andererseits wird, z. B. in Preußen, durch energische Durchführung des Bauernschutzes, die den Gutsbesitzer zwingt, für seine Hinterlassen unter allen Umständen zu sorgen, durch eine großzügige und weitschauende Siedlungspolitik, Schutz des Handwerks und vortreffliche Organisation des Handels und der Arbeitsmarktregelung bei beschränkten Mitteln eine bewundernswerte Zurückdrängung wirklicher Armut erreicht. Allerdings ist damit eine gewisse Beschränkung und Verengung des wirtschaftlichen Lebens verbunden.

Diese wird verhängnisvoll in dem Augenblick, in dem der Absolutismus seine Spannkraft verliert. So erscheinen in der Literatur des 18. Jahrhunderts bald neben den Mängeln der Jugendbildung gerade die Beschränkungen der Arbeits- und Erwerbsgelegenheiten durch Zunftzwang, Unfreiheit im Gebrauch des Grundeigentums, Knebelung der Selbstverwaltung als die eigentlichen Ursachen der Verarmung weiter Kreise.

Eine neue „Philanthropie“ arbeitet den fundamentalen Unterschied zwischen vorbeugender Wohlfahrtspflege und helfender Armenfürsorge schärfer als bisher heraus; gemeinnützige, philanthropische Gesellschaften wie die Hamburger und Lübecker oder die Kieler „Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde“ wecken das Interesse des gleichgültigen Bürgertums wenigstens etwas. Aber die Hamburger Reform von 1788 fand keine Nachahmung.

Auch das neue „Allgemeine Landrecht“ in Preußen (I. 1, Titel 19, § 1 ff.) geht an dem Kern der sozialen Frage vorbei. Andererseits läßt man in der Begeisterung für die neue „Humanität“ in der Praxis oft die nüchterne Prüfung außer acht. Dies zeigte sich besonders in England, wo durch das sogenannte „Allowance-System“ die Armensteuern bei gleichzeitig außerordentlich niedrigen Löhnen der Industrie derart stiegen, daß Grundbesitzer ihr Eigentum aufgaben, weil die Lasten untragbar wurden.

So gerät die soziale Frage zu Ende des 18. Jahrhunderts wieder in den Zustand der Stagnation, und Staat und Gesellschaft stehen ungerüstet dem Ansturm zweier Krisen gegenüber: der politischen Revolutionierung Europas durch Frankreich und der wirtschaftlichen durch die Erfindungen der Dampfmaschinen und der modernen Verkehrsmittel.

Mit der Jahrhundertwende um 1800 erhält die Frage der Arbeitslosigkeit ein neues, bald erschreckend drohendes Anflitz. (Schluß folgt.)

Deutschland und das Weltbild der Gegenwart.

VI.

Das Wesen der Hauptstadt.

Von Dr. Adolf Grabowsky.

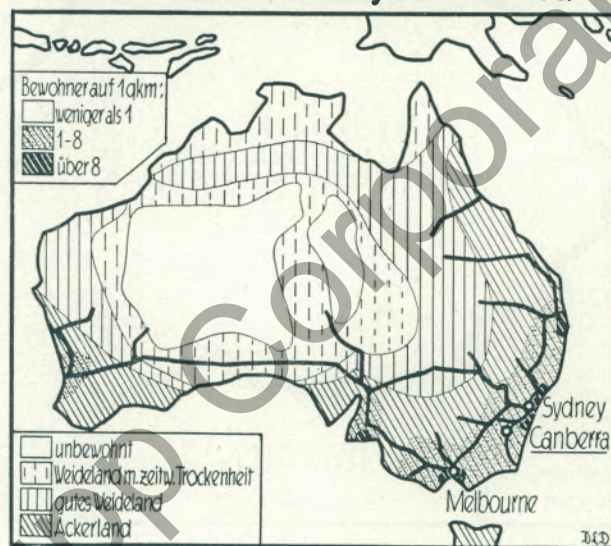
Am Schluß des Aufsatzes „Die Staatsmacht“ hieß es, daß sich die Staatsenergien in der Hauptstadt konzentrieren sollen, das sei der eigentliche Sinn der Hauptstadt. Auf dem Worte „sollen“ lag hier der Nachdruck, denn tatsächlich entspricht nicht immer die Hauptstadt dieser Grundforderung. Überhaupt aber ist das Problem der Hauptstadt außerordentlich vielgestaltig, freilich dadurch auch ungewöhnlich reizvoll. Das Auf und Ab im Leben des Staates läßt sich an kaum einer anderen Erscheinung so deutlich verfolgen wie an der Hauptstadt.

Wie der leitende Staatsmann persönlich den Staat repräsentiert, so repräsentiert sachlich die Hauptstadt den Staat. In Monarchien mit Selbstherrschaft des Staatsoberhauptes fällt der persönliche Repräsentationsfaktor sehr oft mit dem sachlichen zusammen. In der Frühzeit des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gab es keine eigentliche Hauptstadt, der Hauptort des Reiches lag jeweils da, wo der Herrscher sich aufhielt, in irgendeinem der Paläste oder Pfalzen. Eine wirkliche Verwaltungsbehörde war noch nicht vorhanden, für die die Hauptstadt den Mittelpunkt hätte abgeben müssen, konnte schon deshalb nicht vorhanden sein, weil wegen der schlechten Verkehrsmittel und der primitiven Wirtschaft die Reichserträge nicht auf einen Punkt zusammenzubringen waren. So blieb dem Herrscher gar nichts anderes übrig, als die Erträge seiner Güter an Ort und Stelle zu verzehren.

Wir gewinnen damit zu dem Merkmal der Repräsentation ein zweites Merkmal für die Hauptstadt: sie soll der Verwaltungssitz sein, alle Fäden der Verwaltung sollen hier zusammenlaufen. Der beste Standort der Verwaltung wird aber nicht stets der lebhafteste Platz des Reiches sein, ja, im Gegenteil, die Unruhe eines großen Wirtschaftsplatzes wird sehr oft das ungestörte Funktionieren der Verwaltung beeinträchtigen, entweder so, daß das ruhige Arbeiten der Beamten gestört wird, oder auch so, daß die Verwaltung durch die Nähe der Wirtschaft allerhand Verführungen ausgesetzt ist. Wenn sich in der absolutistischen Epoche, die zugleich eine Zeit des beginnenden Kapitalismus war, die Fürsten gern abseits von der größten Stadt des Landes ihr bevorzugtes Schloß erbauten, so war dafür doch nicht nur, wie man meistens glaubt, die Unannehmlichkeit des sorgenlosen Landlebens maßgebend, sondern auch die tieferliegende Erwägung, daß die zentrale Verwaltung auf diese Weise mannigfachen Beeinflussungen entrückt war. Gerade weil die Wirtschaft sich mächtig ausdehnte, hielt die Politik sich abseits von ihr. Freilich geschah die Verlegung des Fürstensitzes häufig in der Art, daß die allgemeine Verwaltung in der größten Stadt blieb, während der Fürst für seinen Landaufenthalt nur die letzte Spitze der

Regierung an sich riß; die Minister waren meist in der Stadt, und nur das persönliche Kabinett des Fürsten umgab ihn. Immerhin wird man bei solcher Verteilung der Kompetenzen den Kraftmittelpunkt des absolutistischen Staates dort suchen müssen, wo der Fürst sich aufhielt. Den Namen Hauptstadt trug in der Regel die größte Stadt des Landes, daneben aber machte die Residenzstadt oder der Residenzort als Regierungsmittelpunkt der Hauptstadt stärkste Konkurrenz. Wenn die Hauptstadt daneben auch noch den Titel Residenzstadt führte, so nur deswegen, weil der Fürst sie gelegentlich besuchte, um Festlichkeiten zu veranstalten. Ein Rest des Regierungssitzes, der mit dem Residenzschloß zusammenfiel, ist die niederländische Hauptstadt Haag, die aus einem Jagdschloß des Grafen von Holland entstand.

Canberra zwischen Sydney und Melbourne



An dem Beispiel Amsterdam-Haag sehen wir besonders deutlich, daß wirtschaftlicher Mittelpunkt und administrativer Mittelpunkt auseinanderfallen können, allerdings ist dabei immer der administrative Mittelpunkt eine mehr oder weniger künstliche Schöpfung. In neuerer Zeit hat man in einer großen Zahl von Staaten diese Trennung noch bewußter betrieben, entweder weil die wirtschaftliche Hauptstadt als Verwaltungssitz zu laut oder weil sie zu wenig zentral erschien, oft auch aus beiden Motiven zusammen. Washington wurde zur Hauptstadt des neuerrichteten Bundesstaates der Vereinigten Staaten, weil es zentral zwischen den Nord- und Südstaaten gelegen war, die sich ja damals sämtlich auf der

atlantischen Abdachung der Alleghanies befanden; aber man begehrte zugleich einen ruhigen Landort. Dasselbe Prinzip hat man in fast sämtlichen Einzelstaaten der Union befolgt: die Hauptstädte sind da sehr oft kleine Flecken von wenigen tausend Einwohnern. Auch Ottawa, die Hauptstadt Kanadas, ist auf diese Weise entstanden. Neuerdings hat sich der australische Bundesstaat in Canberra eine Hauptstadt geschaffen, der beide Erwägungen zugrunde liegen, aber noch eine dritte. Canberra soll neben Sydney und Melbourne die Ruhe verkörpern, und es soll zweitens zentral sein neben Sydney und Melbourne, dies freilich nicht in dem Sinne der mathematischen, sondern der energetischen Lage. Wer mathematisch zentral in Australien eine Hauptstadt errichten wollte, der müßte sie mitten in die schlimmste Wüstengegend versetzen; das Energiezentrum des Landes aber liegt im Südosten in Victoria und Neusüdwales und das Zentrum dieses Zentrums wieder zwischen den beiden größten Städten Sydney und Melbourne. Hier befindet sich nun auch die neue Bundeshauptstadt, etwas ins Land hineingerückt, am Fuße der Blauen Berge in gesundem Klima. Dazu aber kam als dritte Erwägung, daß man keine der beiden großen Städte bevorzugen wollte und deshalb eine neue Stadt zur Kapitale auserkürte.

Wir haben beim Problem der Hauptstadt nunmehr eine weitere Antithese gewonnen: Widerstreit zwischen mathematisch zentraler und energetisch zentraler Lage. Er tritt zu dem Widerstreit zwischen wirtschaftlichem und administrativem Zentrum des Landes. Wir können gleich hinzufügen, daß auch noch eine dritte Antithese besteht: die zwischen historisch gewordener Hauptstadt und historisch werdender Hauptstadt, zwischen alter Hauptstadt, die nun einmal besteht, und neuem Kraftmittelpunkt, der eigentlich Hauptstadt werden müßte, zwischen altem und neuem Energiezentrum.

bleiben wir aber zunächst bei der Gegenüberstellung mathematisches und energetisches Zentrum, so ist zu betonen, daß die Hauptstadt immer eine gewisse Tendenz zeigt, sich nach dem mathematischen Zentrum hin zu bewegen. Der unbefangene Urteilende denkt bei der Hauptstadt in erster Linie an die mathematisch zentrale Lage, für ihn ist etwa Madrid in Spanien oder Bern in der Schweiz die ideale Hauptstadt. In der Tat hat der geographische Mittelpunkt manche Vorzüge. Eine solche Hauptstadt hat administrativ leicht das gesamte Land in der Hand und ist strategisch schwer einzunehmen. Deshalb ist es auch natürlich, daß man bei rationaler Schaffung einer Hauptstadt sie gern in den geographischen Mittelpunkt verlegt — siehe Washington, das allerdings durch die seitherige Entwicklung der Vereinigten Staaten, durch ihr Vordringen an den Pazifik und an den Golf von Mexiko keineswegs mehr mathematisch zentrale Lage besitzt. Im übrigen aber bedarf es nur eines Blickes auf die Staatenwelt, um zu erkennen, daß die Hauptstadt nur selten in der Realität geographisch zentral gelegen ist. Das hat vor allem zwei Gründe: einmal daß — wir erkannten es schon bei dem Kapitel der Staatsmacht — die äußerlichen Meßbarkeiten im Leben der Staaten immer zurücktreten hinter der wahren, der innerlichen Dynamik; zweitens — wir sahen es soeben bei Washington — daß durch die territorialen Veränderungen, die der Staat im Laufe der Zeiten erleidet, die Hauptstadt sehr oft die geographische Mittelpunktlage verliert. Wenn etwa Bukarest in dem früheren Sichelstaat Rumänien eine annähernde Mittelpunktlage im Zentrum der Sichel hatte, so ist es in dem neuen Rumänien, dem es gelang, das Halbrund der Sichel zum Kreis zu ergänzen, völlig an die Peripherie gedrängt. Heute liegt mathematisch zentral ungefähr Kronstadt oder auch Hermannstadt. Dennoch hat niemand aus der regierenden rumänischen Schicht der Verlegung der Hauptstadt das Wort geredet. Kronstadt und Hermannstadt liegen in national sehr gemischten Bezirken, während Bukarest der Hochburg des Rumänentums, der Walachei, angehört und hier allerdings auch in beinahe mathematisch zentraler Lage sich befindet. Die Rumänen, das Staatsvolk, verlangen ein Übergewicht des Rumänentums schon durch die Lage der Hauptstadt im altrumänischen Lande. Man wird zugeben müssen, daß hier heute noch das

energetische Zentrum des Staates beharrt; selbst aber angenommen, daß es sich durch die starke Ausweitung des Staates verschoben hätte, so würde doch zunächst noch keine andere Stadt als Hauptstadt in Betracht kommen, weil die Tradition für Bukarest spricht. Es würde dann freilich ein Kampf zwischen gewordener Hauptstadt und einer neuen Stadt, die Hauptstadtansprüche stellte, beginnen, eben der Fall der dritten Antithese, den wir oben berührt haben. In solchem Kampf aber hat für geraume Zeit immer die alte Hauptstadt den Vorteil, denn sie pflegt mit allem äußeren Glanz — Bauten und Straßen — ausgestattet zu sein, und sie hat auch den inneren Glanz ehrfurchtgebietender Überlieferung für sich. Am Ende freilich siegt meistens doch der energetische Faktor: hat die neue Stadt alle Energien an sich gerissen, und ist die alte zum Schemen geworden, so wird die Verlegung der

Hauptstadt zur Notwendigkeit. Hierhin gehört der schon früher erwähnte Fall Moskau-Petersburg, aber auch der weniger bekannte der Hauptstadt Bolivians. Sucre, seit 1898 die Hauptstadt, ist derartig zurückgeblieben gegen La Paz, daß allmählich alle Behörden nach La Paz verlegt wurden und daß jetzt auch das gesamte diplomatische Korps dort sitzt. Immer noch ist nominell Sucre die Hauptstadt, tatsächlich jedoch La Paz, und es ist nur eine Frage der Zeit, daß man den Schein dem Sein anpaßt. Anders wird es ohne Zweifel mit Barcelona gehen. Barcelona ist im Begriff, Madrid an Einwohnerzahl zu überflügeln, wenn es das nicht bereits getan hat. Wirtschaftlich ist es die größte Industriestadt Spaniens und Zentrum eines ökonomisch viel

Bukarest im früheren und heutigen Rumänien



bedeutenderen Gebiets als die Madrider Umgebung. Dennoch ist keine Aussicht, daß es jemals spanische Hauptstadt wird. Zu sehr spricht für Madrid der Schimmer der Tradition, zu sehr auch, daß es im Gebiet des staatlich führenden Stammes, der Kastilier, liegt. In diesem Falle kommt auch die geographisch zentrale Lage gegenüber der Randlage Barcelonas in Betracht.

Die Gründe, weshalb aus der Energieanhäufung eine Hauptstadt wurde, sind nicht immer nur wirtschaftlicher Natur, ja sind sogar meist anderer Natur als wirtschaftlicher. Wir haben bereits erkannt, daß das Wirtschaftszentrum gar nicht immer als Hauptstadt beliebt ist, eine interessante Tatsache auch deshalb, weil der doch stets aufs neue sich geltend machende Vorrang der Politik über der Wirtschaft daraus erhellt. Zu Anfang wurde hervorgehoben, daß der Staat durch seine Hauptstadt repräsentiert wird, jetzt können wir weitergehen und sagen, daß in der Hauptstadt räumlich die Staatsidee sich offenbart oder doch sich offenbaren sollte. Die ideale Hauptstadt ist die, in der die Staatsidee, die Staatsraison am deutlichsten uns entgegenschlägt. Von diesem Gesichtspunkt aus behauptet Litauen, Wilna sei die gegebene Hauptstadt, obwohl es anerkennen muß, daß der Prozentsatz der Litauer in der Stadt nur gering ist. Der leitende Staatsmann repräsentiert nicht nur den Staat, sondern es lebt die

Staatsidee in ihm, und nur insofern sie in ihm lebt, ist er Staatsmann; ebenso soll räumlich die Staatsidee in der Hauptstadt leben. Die Staatsidee aber ist zunächst immer politisch, nicht wirtschaftlich, und sie bekundet sich vor allem in der auswärtigen Politik, in der Beziehung des Staates zur gesamten Staatenwelt. Deshalb wird die Hauptstadt als Energiezentrum vor allem auf die außenpolitischen Notwendigkeiten hin orientiert sein müssen. Wir haben in einem früheren Aufsatz von Schicksalsseiten und Deckungsseiten im Leben der Staaten gesprochen — nun, die Hauptstadt wird gern da liegen, wo sich die außenpolitische Schicksalsseite befindet. Daraus erkennen wir auch, daß das administrative Zentrum, obwohl es politischer und nicht wirtschaftlicher Natur ist, keineswegs schon in sich die Berechtigung zur Hauptstadt trägt. Das administrative Zentrum hat es zunächst zu

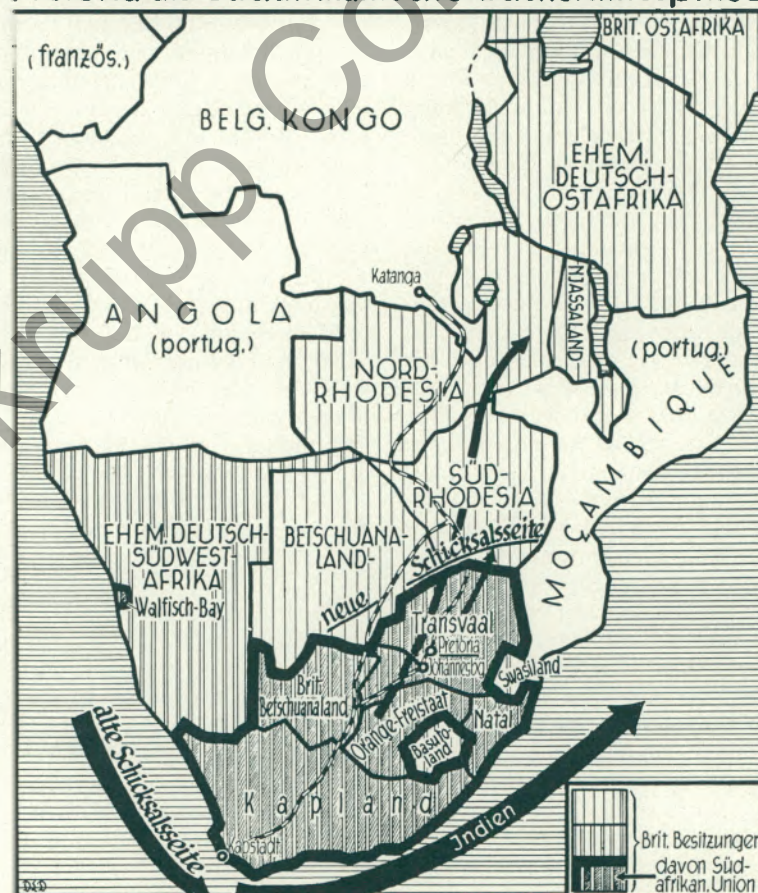
Was gemeint ist, wird klar, wenn wir uns erinnern, daß Peking unter dem Mongolenkaiser Kublaihan zur Hauptstadt des chinesischen Reiches gemacht worden ist, um den Nankoupaß, die Verbindung mit der Mongolei, und die mandchurische Pforte, die Verbindung mit der Mandchurei, zu decken. Nanking, die frühere Hauptstadt und jetzt wieder Hauptstadt, hat die geographisch zentrale Lage; es war aber nötig geworden, die Energie Chinas dahin zu konzentrieren, wo immerwährender Einbruch der Steppennomaden drohte. Beinahe tausend Jahre vorher war gegen die Barbaren schon die Große Mauer errichtet worden, aber dies riesigste Verteidigungswerk der Erde bedurfte doch wieder eines konzentrierenden Punktes.

Die geopolitische Lage Pekings



Die Hauptstadt geriet so zwar in eine ergentrische, aber vom energetischen Standpunkt aus nicht etwa periphere, sondern zentrale Lage. Die Kraftkonzentration war dabei allerdings mehr zur Verteidigung als zum Angriff gedacht, doch auch die Offensive war nicht vergessen, denn es bestand die Überzeugung, daß China, um nicht von den Barbaren beherrscht zu werden, danach trachten mußte, selber die Barbaren zu beherrschen. So war Peking auch als eine Art Wachstumsspitze nach der Mongolei und der Mandchurei hin angelegt. Viel stärker noch tritt die Hauptstadt als Wachstumsspitze im Südafrikabund hervor. Die Volksvertretung Südafrikas tagt in Kapstadt. Die Gesamtbehörden aber des Bundes sind in dem weit davon entfernten Pretoria, das sogar noch nördlich von Johannesburg liegt, vereinigt, dem nördlichsten überhaupt in Betracht kommenden Punkt der Union. Die Ausdehnungsziele Südafrikas konnten nicht offensichtlich gekennzeichnet werden. Der Bund hat sich nämlich nicht damit begnügt, sich Deutsch-Südwestafrika einzuverleiben, das angeblich Mandatsgebiet ist, in Wirklichkeit aber ein Teil der Union, sondern man zielt weit nach Norden hin und möchte sich vor allem Südrhodesien, vielleicht auch noch Nordrhodesien und das Njassaland angliedern. Hauptsächlich um diese Tendenz Südafrikas zu durchkreuzen, will ja England ein großes britisches Dominium in Ostafrika gründen. Zur Konzentration der südafrikanischen Staatsenergien nach dem Norden ist das zwar sehr schöne und angenehme, aber doch immer mehr abseits rückende Kapstadt nicht geeignet — man braucht die Hauptstadt im äußersten Norden. Pretoria war freilich schon die Hauptstadt des alten Transvaal, während damals bereits die volkreichste und wirtschaftlich bedeutendste Stadt

Pretoria als südafrikanische Wachstumsspitze



Johannisburg war, auch wieder ein Beispiel, daß wirtschaftlicher und politischer Mittelpunkt nicht zusammenzufallen brauchen. Indem der Südafrikabund Pretoria zur Hauptstadt machte, hat er also nicht eine Hauptstadt aus dem Nichts gegründet, wie Australien Canberra, sondern man griff doch auf die Tradition zurück. Man wird also außer den Fällen des organischen Werdens einer Hauptstadt und der rationalen Schaffung einer Hauptstadt noch einen Mittelfall unterscheiden müssen: Neuschaffung auf Grundlage einer gewissen Tradition. Bei der völligen Neugründung handelt es sich zumeist auch nur um innenpolitische Aufgaben, um möglichst gute Verwaltung, also um reinen Rationalismus auch im Zweck, während der Mittelfall in der Regel schon dadurch irrationale Bestandteile aufweist, daß nicht so sehr die gute Verwaltung als die äußere Politik (die immer sehr viel weniger rationalistisch ist als die innere, immer sehr viel mehr blut- und traditionsgebunden) den Hauptzweck darstellt. Im Falle der bewußt geschaffenen Verwaltungshauptstadt kristallisiert sich die äußere Politik allmählich an die innere, im Falle der energetischen Hauptstadt die innere Politik allmählich an die äußere. Die Verwaltungshauptstadt wird, da sie eben rein rational gedacht ist, fast stets einen geschäftsmäßigen Zug beibehalten, wird weniger in der Empfindung des Volkes verwurzelt sein (Ausnahme Washington, das schon durch den geschickt gewählten Namen Gefühlsbedeutung erlangt hat), indessen die energetische Hauptstadt, schon weil sie den Willen jedes einzelnen im Volke aufruft, im Empfinden der Nation Wurzeln zu schlagen vermag. Das neue China hat, hauptsächlich aus administrativen Gründen, die Hauptstadt nach Nanking zurückverlegt, aber Peking ist in der Empfindungswelt des Chinesen, selbst des Südchinesen, noch längst nicht gestorben.

Kommen wir noch einen Augenblick auf Kapstadt zurück, so zeigt sich, daß sein Schwinden als Hauptstadt mit einem Wechsel der Schicksalsseite Südafrikas eng zusammenhängt. Unter holländischer wie zunächst unter englischer Herrschaft war das Kapland die große Durchgangsstation nach Indien, die Schicksalsseite lag also hier ausschließlich nach dem Ozean zu, und wenn die Buren der Herrschaft der Engländer auswichen und ins Innere des Landes „trekften“, so stand ihnen unendlicher Raum offen, denn der Norden war zunächst für England uninteressant. Das änderte sich schon in den vierziger Jahren, als England begann, auch das wertvolle Hinterland zu beachten, und das änderte sich erst recht mit der Eröffnung des Suezkanals. Der Ozean um das Kap herum verödete, und nun suchte sich Südafrika seine Schicksalsseite im Norden, um so mehr dazu veranlaßt, als inzwischen Gold und Diamanten hier oben gefunden waren. Die Einkreisung der unabhängigen Burenstaaten durch Cecil Rhodes, ihre Vernichtung und die Wachstumsrichtung weit darüber hinaus waren die Folge. Der Wechsel der Schicksalsseite also bedingt, wie auch bereits erwähnt, leicht den Wechsel der Hauptstadt, eine Selbstverständlichkeit, wenn man bedenkt, daß die Hauptstadt das energetische Zentrum des Landes sein soll. Noch eher wird man zum Wechsel der Hauptstadt greifen, wenn der Staat seine gesamte geopolitische Lage ändert. Davon darf man ebenfalls bei Südafrika sprechen. Es lag gut, solange der maritime Indienweg um das Kap herumführte, lag ausgesprochen schlecht, als dieser Weg fast ganz an Bedeutung verlor, und liegt jetzt wieder gut, nachdem die Erschließung Afrikas in größtem Maßstabe begonnen hat, die Erschließung zugleich mit der Industrialisierung — man denke auch an den Katangabezirk im Kongostaat, den größten Kupferbezirk der Erde —, und nun der Weg Kap—Kairo zu einer der wichtigsten Magistralen des britischen Weltreiches geworden ist. Bereits

ist die Rhodesiabahn tief in das Katangagebiet vorgedrungen; aus Bankie in Südrhodesien bringt sie den Koks zur Verhüttung des Kupfers im Katangabezirk, und mit ihr flutet südafrikanisches Menschen- und Kapital ins Zentrum Afrikas. Südafrika, früher ein bloßes Küstenland und kaum mit Afrika zusammenhängend, wächst immer stärker in Afrika hinein. Der Wechsel der Lage bedeutet Wechsel der Hauptstadt. So ist die Türkei nach Kleinasien hineingewachsen oder, richtiger gesagt, zurückgewachsen, und das Ergebnis mußte der Erfaß Konstantinopels als Hauptstadt durch Angora sein.

Wir haben gesehen, daß ein noch völlig in den Anfängen der Verwaltung stehender Staat kaum eine feste Hauptstadt gebraucht, ein solcher Staat ist halbnomadisch. Freilich muß hinzugefügt werden, daß die Tatsache der festen Hauptstadt dann wieder die straffe Administration außerordentlich fördert. Es gibt nun aber Staaten, die überhaupt nur schwer zu einer richtigen Hauptstadt gelangen, weil sie nur schlecht imstande sind, sich zu konzentrieren. Dies sind die sogenannten Longitudinalstaaten, Staaten, weit in die Länge gezogen und deshalb zur Kraftkonzentration kaum geeignet. So wenig es auch bei der Hauptstadt auf die mathematisch zentrale Lage ankommt, so sehr muß doch eine mathematisch zentrale Lage möglich sein — je longitudinaler aber ein Staat, um so unmöglicher wird sie. Chile ist sicherlich weit fortgeschritten, einmal weil sein Volkstum besonders willenskräftig ist — die besten Indianer Südamerikas, die Araukaner, gaben die Grundlage —, und dann auch, weil es an Bodenschätzen, vor allem an Salpeter und Kupfer, reich ist. Aber es fehlt doch noch viel zur wirklichen Großmacht, und daran trägt vor allem die enorme Ausdehnung in der Länge die Schuld. Die Hauptstadt Santiago liegt gewiß ziemlich in der Mitte, aber es ist doch sehr charakteristisch, daß sich gleich daneben eine andere Stadt befindet: Valparaíso, die ihr als Konzentrationspunkt den Rang streitig macht. Und weiter im Süden gibt es noch einige Städte, die ebenfalls kleine, in sich geschlossene Konzentrationspunkte bilden. Wenn trotzdem Chile nicht auseinanderfliegt, so nur deshalb, weil Santiago-Valparaíso nicht nur die Mitte innehaben, sondern auch in einem so ausgezeichneten Klima liegen, daß der Süden und erst recht der heiße Norden nicht dagegen zu konkurrieren vermögen. Viel unerfreulicher stellt sich der Fall Dalmatien dar mit seiner langgestreckten Gestalt und seinen vielen, ungefähr gleichwertigen Häfen. Es hat keine Kraftkonzentration in einer überragenden Hauptstadt finden können und ist deswegen niemals zur Abrundung gelangt. Zara war in österreichischer Zeit nur ganz äußerlich die Hauptstadt, und es hat deshalb auch nicht viel geschadet, daß es italienische Enklave geworden ist. Weit nachteiliger ist dem Land Italien gegenüber seine Schwächigkeit, die es zur energetischen Abwehr der italienischen Angriffe unfähig macht. Und da das dahinterliegende Jugoslawien wegen der nationalen Gegensätze selbst noch nicht zur entscheidenden Kraftkonzentration gekommen ist — was sich am besten in der Konkurrenz zwischen Belgrad und Ugram als Hauptstädten ausspricht —, so hat das auseinanderflatternde Dalmatien auch keinen rechten Geradenhalter im Rücken.

Die Staatsmacht als energetische Größe drückt sich aus in der Hauptstadt, die Hauptstadt aber, die sich in einer für den Staat günstigen Lage befindet, vermag wieder dem Staat unaufhörlich wertvollste Kräfte zuzuführen. Zum Herzen des Staates soll die Hauptstadt werden. Die richtige Lage aber der Hauptstadt ist kein Problem, das schematisch gelöst werden könnte, sondern ist — wir sahen es — bei jedem Staat anders beschaffen. Das tiefste Wesen des Staates hat man erkannt, wenn man eingedrungen ist in das Problem seiner Hauptstadt.



OZEANIA

von HANS RICHTER

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung. Copyright 1928 by Ernst Reils Nachf. (August Scherl) G. m. b. H., Berlin.

19

Die Señora Souza ließ ihre Nichte nicht zur Besinnung kommen. Karten waren gedruckt worden, auf denen sie ihrem ausgedehnten Kreise mitteilte, daß die Empfänge in der Stadtvilla bis auf weiteres nicht stattfänden, Briefe gingen ins Land hinein, die ihren Besuch meldeten, die Dienerschaft des Hauses kam keinen Augenblick zur Ruhe.

„Wir werden mehrere Tage unterwegs sein“, sagte die Señora.

„Ist die Eisenbahn nicht schneller und bequemer?“ wandte Luisa ein.

Aber die alte Dame ließ sich nicht umstimmen. „Ich liebe es nicht, mit vielen anderen Menschen zusammen zu fahren.“

So stand eines Tages der Reisewagen vor der Tür, ein zweiter nahm das Gepäck und die Jose der Señora auf, die schweren Jalousien an den Fenstern der Villa rasselten herunter die Fahrt begann. Seit Jahren hatte die Señora Souza ihr Heim in Buenos Aires nicht verlassen. Schwerfällig war sie in den Wagen eingestiegen, und nun saß sie in der Ecke neben Luisa und sah gleichmütig auf die Armseligkeit der Vorstädte, die sie berührten.

So prächtig Buenos Aires im Innern ist, so unverhüllt zeigt sich Armut und Bedürfnislosigkeit in den Vierteln, die in weitem Kreise die Riesenstadt umziehen. Wellblech und Gasolinisten sind das Baumaterial, aus dem über Nacht Straßenzüge entstehen und verschwinden, verrostete Drahtzäune, wacklige Tore und dahinter Frauen und Kinder, während die Männer in dem Glutofen der Fabrikstadt arbeiten. Und die glänzende Fassade von Buenos Aires vermag kaum all die Armseligkeit zu decken, die zwischen der Stadt und den unendlichen Reichtümern des Landes ihre Heimat hat.

Die Menschen hatten kaum Zeit aufzusehen und den Wagen nachzublicken, die in einer mächtigen Staubwolke dahinraffen, und Luisa Souza war zu sehr Argentinierin, um in all dem etwas Bemerkenswertes zu finden.

Die Lante sprach kaum, und so hatte sie Zeit, den eigenen Gedanken nachzuhängen, die den schlanken, großen Deutschen weit über das Meer hinaus begleiteten. Auf das Meer, das sein Element war und das Luisa Souza kaum kannte. Wohl waren sie weit hinaus an den La Plata gefahren, hatten im Auto die Badeanzüge angelegt und waren an dem endlosen Strande auf blanken Pferden entlanggaloppiert. Hinein in das hochaufliegende Wasser, bis es den Tieren bis an den Bauch reichte, und dann in raschem Schwunge herunter, mit langen Stößen schwimmend, während die Tiere langsam zurücktröteten und, sich selbst überlassen, an Gras und Büschen weideten. Aber das Meer, das wirkliche Meer, war das nicht. Das hatte sie unten in Bahia blanca gesehen, wo es oft wild gegen den flachen Strand stürmte, und sie hatte auch die großen Schiffe gesehen, die den Reichtum Argentiniens, die Getreideüberfülle dieses glücklichen Landes, in alle Welt trugen und die Menschen brachten und Menschen holten.

Einmal hatte sie eine Freundin am Hafen in Buenos Aires abgeholt. Sie hatte lange warten müssen, weil die Zollbe-

hörden das Schiff noch nicht freigegeben hatten. Da hatte sie die vielen gesehen, die ihre Sachen selbst schleppten, weil sie einen Träger nicht bezahlen konnten, die nicht aus den Gittern herauskamen, sondern drüben hinter den grauen Mauern der Inmigración verschwanden; sie hatte die Plakate der Landgesellschaften gelesen, die Paradiese versprachen, wo Einöde und Urwald auf die des Klimas ungewohnten und des Landes unkundigen Europäer warteten.

Und mit denen war Friedrich Geisenheim einmal herübergekommen. Einwanderer. Man sprach wohl gelegentlich im Salon Souza von ihnen, denn sie waren ein Faktor, mit dem die Wirtschaft rechnete, aber man bekümmerte sich nicht um sie. —

Die Wellblechbaracken wichen zurück, und das endlose Land nahm sie auf, die Weite des argentinischen Camps. Ein Land, flach wie ein Teller, Viehherden überall, Rinder und Pferde, eine breite, sandige Straße, deren Staub durch alle Fugen des Wagens eindrang, und der sich schwer auf die Lungen legte. Löcher, die die Federn hart aufstoßen ließen, und Drahtzäune, so weit das Auge sehen konnte.

Die Lante stöhnte oft auf, wenn der Wagen zu unbarmherzig stieß. Dann hob sie wohl den Stock und klopfte energisch an die Borderscheibe, dann nahm der Chauffeur den Fuß vom Gaspedal und ließ den Wagen langsamer laufen. Aber die Entfernung war zu groß, immer wieder raste der Motor, und die Drähte an der Seite begannen zu fliegen.

Ein Waldstück näherte sich, der Wagen bog ein, aus dem Camp war ein Park mit Baumgruppen geworden, zwischen denen Strauße herumstolzten. Der Weg war gepflegter, ein Haus leuchtete auf, und wenig später hielten sie vor der Hacienda Don Miguel Abellanedas, ihrem ersten Ziel.

Es war ein Schloß, auf dessen Freitreppe der Hausherr die alte Dame jetzt wie eine Fürstin empfing. „Sie gaben uns lange nicht die Ehre, Doña Margareta.“ Er küßte die welke Hand und verbeugte sich vor Luisa. „Das Haus ist Ihr Eigentum, belieben Sie zu befehlen.“

In der Halle, die durch zwei Stockwerke reichte, ging eine breite Treppe, aus kostbaren Hölzern geschnitten, empor. Don Miguel führte die Señora, die einsilbig war und erst gesprächig wurde, als die Jose sie gebadet und umgekleidet hatte und als sie mit dem Hausherrn im Speisesaal saß, dessen hohe Fenster auf den Park hinausgingen.

„Man vermißt Sie in der Stadt, Don Miguel.“

Abellaneda zeigte um sich. „Ich bin zu alt, um mich den engen Verhältnissen anzubequemen, und nicht ehrgeizig genug, um mich mit Advokaten und Berufsschwägern herumzuzergern.“

„Politik ist eine Pflicht der Latifundienbesizers.“

„Eine Leiter für Ehrgeizige, Doña Margareta! Sie wissen, auf meinem Lande kann ich reiten, ohne die Grenzen zu finden. Soll ich in der Stadt mich vom Lärm des Nachbarn beunruhigen lassen?“

(10. Fortsetzung.)

Luisas Augen leuchteten auf, als er vom Reiten sprach. Der Grundbesitzer sah es. „Doña Luisa möchte meine Pferde sehen.“

„Vergessen Sie nicht, daß sie ein Stadtkind geworden ist.“
Abellanedas lächelte. „Ich habe Vollblut aus England importiert, Pferde, für Damen zugeritten, schnell wie der Wind und zahm wie Tauben. Wenn es der Señorita Freude macht?“

Camp und Landlust hatten Luisa wie verwandelt, kaum konnte sie das Ende der Mahlzeit abwarten, die gemessen und vornehm serviert wurde, dann hatte eins der Mädchen den Reitanzug zurechtgelegt. Es war alles wie im Märchen, nur wünschen mußte man, und es war da. Der Haushalt der Lante war groß, dieser war fürstlich.

Und als Luisa das Pferd fühlte, das sich unter ihrem leisen Schenkeldruck willig streckte, und dessen Hufe den Boden kaum zu berühren schienen, da hätte sie aufschreien mögen vor Freude. Die Jahre in Buenos Aires schienen ihr kalt und nüchtern — das hier war Leben.

Sie ritt mit den Straußen um die Wette, die davonsoben, als der Rappe herankam, flog über Gräben, jagte aus dem Park heraus und hinein in die Herden, die von Viehtreibern mit langen Peitschen und Lassos zusammengehalten wurden. Die braunen Kerle riefen ihr zu und standen in den Bügeln, ließen ihre Pferde tanzen, um ihre Reitkunst zu zeigen, warfen den Poncho zu Boden, um ihn im Galopp aus dem Sattel wieder aufzuheben.

Erst am Abend kehrte Luisa in die Hacienda zurück.

Am Nachmittag war ein Bote von Miguels zur Station gejagt, um dem Schnellzug einen Brief mitzugeben, der die Ankunft der Damen in einem Rasthaus ankündigte, das der Haciendero eine Tagereise weit südlich an der Grenze seines Besitzes hatte bauen lassen, um selbst bequemer reisen zu können.

Nach dem Schloß nahm sie am nächsten Abend also ein einfaches Haus mitten im Camp auf. Und dieser Abend blieb Luisa unvergessen, denn erst hier begann ihre wirkliche Heimat. Statt des vornehmen Mayordomo ein sonnenverbraunter Capataz, den Combrero in der Hand, statt der Josen ein Indianermädchen mit dunklen, schwermütigen Augen, die schwarzen, strähnigen Haare fest zurückgekämmt, unhörbar in ihren Bewegungen wie ein Tier der Wildnis, die Wünsche ihrer Herrinnen erratend, ehe sie ausgesprochen wurden.

Die Señora sprach indianisch mit ihr, und die Augen des Mädchens leuchteten auf. „Einmal waren die hier die Herren“, sagte sie zu ihrer Nichte. „Abellanedas Reichtum stammt aus der Zeit, in der die Indianer zurückgedrängt wurden. Alle diese Häuser haben noch Kämpfe gesehen.“

„War das nicht grausam, Lante?“

Die lachte kurz auf. „In der Welt hat der Stärkere immer recht. Jetzt geht ein weidlicher Zug durch das alles und zermürbt. Von Europa kommt's, da spielen sie seit dem großen Kriege mit Friedensphantastereien und faseln von Menschheitsbeglückung. Damit erobert man kein Land, und damit erhält man's nicht. Erde will Blut, und die hier hat genug getrunken. Als ich jung war, sind wir in der Tropa über den Camp geritten, das Gewehr auf dem Rücken und das Messer im Gürtel. Weil unruhige Zeiten waren, Bürgerkrieg, Krieg mit Paraguay, wo der Lopez das Land verrückt machte und die Staaten gegeneinander aufwiegelte. Damals haben auch die Frauen die Waffen führen müssen.“

Sie saßen auf der offenen Veranda, das Brüllen der Kinder tönte herüber, die die Gauchos in den Corral trieben, und ab und zu der Hufschlag eines galoppierenden Pferdes.

„Damals haben sie Indianer aus dem Innern als Soldaten geholt und unsere Männer und Brüder zu Offizieren gemacht. Es gibt keine besseren Soldaten als Indianer. Sie sind wie die Tiere, schlafen stehend mit offenen Augen und sind wach beim Fallen eines Blattes.“

„Damals hat mein Vater Santa Isabel erworben?“ fragte Luisa.

„Ja, aber halten können hat er es nicht. Hat immer geglaubt, er wäre reicher, als er war. Nicht hart genug, zu weich. Der Mayordomo hat ihn betrogen, der Capataz, die Gauchos, alle haben sie gestohlen. Und er hat nicht die Peitsche genommen und sie dem Gefindel durch's Gesicht gezogen, er hat's angesehen —“

„Und?“

„Und schließlich war's aus. Was dein Vater versäumt hatte, hat dein Onkel getan. Das mit der Peitsche. Seitdem ist Santa Isabel eine reiche Hacienda. War zuviel deutsches Blut in ihm, das ist zäh, aber nicht rücksichtslos genug. Die Deutschen können arbeiten, aber nicht befehlen.“

Luisa unterbrach sie. „Warum sprichst du so von den Deutschen, Lante, du weißt, daß es andere gibt.“

„Ja, aber die bleiben im eigenen Land. Hierher kommen sie mit weltbeglückenden Ideen oder als Siedler. Oben im Urwald können wir sie brauchen, den mögen sie schlagen und urbar machen. Aber Herren sind wir.“

„Du weißt, daß ich eines Deutschen Frau sein werde.“ Es war kein Trost in Luisas Stimme, aber eine Energie, die die Lante schweigen ließ.

So fuhren sie weiter, von Hacienda zu Hacienda, stets zuvorkommend aufgenommen und gastfrei bewirtet. Bis sie eines Tages mitten im Camp auf einen Reitertrupp stießen, dessen Führer den Hut vom Kopfe riß.

„Willkommen auf Santa Isabel, Señoras!“

Der Mayordomo sprang aus dem Sattel und küßte der alten Dame die Hand. „Wir sind den Damen bis an die Grenze entgegengeritten.“

Die Gauchos jagten in eine Herde grasender Pferde hinein, ließen die Lassos schwirren und fingen so ausgeruhete Tiere. Ihren eigenen, die von dem langen Ritt abgejagt waren, wurden die schweren Sättel von den schweißbedeckten Rücken genommen, ein Zuruf trieb sie in die Herde hinein, und ein pfeifender Schlag mit der schweren Gauchopeitsche ließ die neuen Pferde entsezt mit allen vier Beinen in die Luft gehen. Das war argentinisches Reiten: ein Tag Galopp bis an die Grenzen der Kraft, dafür aber auch ein Jahr Ruhe und Freiheit auf dem Camp.

„Dein Vater hat Pferde züchten wollen, dein Onkel hat's fertiggebracht.“ Die Señora zeigte auf die Herde. „Santa Isabel liefert die besten Reittiere für die argentinische Armee.“

Vicente Jordano, der Mayordomo, hatte es gehört. „Die teuersten Pferde, Señora!“ Dann piffen die Peitschen wieder, und der Trupp setzte sich in Bewegung. Der Mayordomo ritt wie ein Stallmeister am Schlag und zwang sein ängstliches Pferd mit der Peitsche dicht an das fauchende Ungetüm, das es im Leben nie gesehen hatte.

Auch Santa Isabel war wie ein Schloß gebaut, nur der Park war verwildert, und die Wirtschaftsgebäude lagen zu nahe am Hause. In allem zeigte sich eine Planlosigkeit, die Luisa früher nicht zum Bewußtsein gekommen war, als sie noch Kind war und alles schön fand. Jetzt kämpfte sie dagegen, in dieser Planlosigkeit Fehler des verstorbenen Vaters zu sehen.

Auch hier eine indianische Jose, viel Dienerschaft, wohnliche Räume. Und vom ersten Tage an Geselligkeit. Die Hacienderos aus der Nachbarschaft kamen mit Pferden und Autos an, die alten, um die Señora wiederzusehen, die jungen Luisas wegen. Und unter den jungen war ihr der liebste José Ribera, ein hagerer Bursche mit dunklen Augen und braunem, gewelltem Haar, der beste Reiter und Schütze, der gewandteste Lassoerwerfer, der hinter keinem Gaucho zurückblieb, dabei der lebenswürdigste Gesellschafter und unbekümmertste Junge, den man sich denken konnte.

Er kam mit Sir James, dem blonden Engländer, der auf Doña Francia, der Hacienda des alten Ribera, seinen Urlaub



Bavaria-Verlag München.

Sturm.

Holzschnitt von Hans Jäger.

verlebte. „Sie müssen mit uns kommen, Doña Luisa, Sir James hat einen Golfplatz angelegt, wir werden spielen.“

Der wehrte ab. „Der Platz ist nicht gut, Mister Ribera.“

Lachen. „Vor drei Tagen haben die Kinder noch da ge-
weidet, Sir James verlangt zuviel. Aber wir werden genug
Zerstreuung bei uns haben, Señorita.“

Wirklich lebte man auf Doña Francia wie in einem Taumel.
Die Riberas hatten das Haus voller Gäste, jeden Morgen
standen Pferde bereit, und es ging hinaus in die Pampa in
abenteuerlichen Ritten, Herren und Damen, Gäste und
Gauchos durcheinander. Hinein in die Viehherden, im Galopp
mit ihnen über die Steppe, dann gewandt ausbiegend über
Zäune und Gräben. Sie hatten einen eigenen Kurbelmann,
filmten tollkühne Szenen und führten sie ihren Leuten am
Abend vor. Über jedes Ungeschieß brüllten die Gauchos vor
Lachen. Dazu eine Kapelle, die José Ribera selbst dirigierte,
Lanzfeste im Freien, während ein rasch geschlachteter Ochse
sich über lodern dem Feuer am Spieß drehte.

Und Ritte durch die Nacht.

Oft flatterte es auf, ein Gedanke, kaum geboren, und schon
in die Tat umgesetzt, nach einem Tanz, nach einem Gelage.
Wer schon im Bett war, wurde herausgetrommelt, Vieh-
treiber mit Fackeln in den Fäusten rechts und links, Lärm,
Lachen, und wie die wilde Jagd stob es hinaus, fiel bei Nach-
barn ein, die nichts Böses ahnten, hielt mit Sonnenaufgang
an einem Fluß, einem See, lagerte irgendwo unter alten
Bäumen, jagte, schoß.

So nahm die argentinische Heimat Luisa Souza mit ihrer
wilden Schönheit gefangen und formte aus der Stadtdame
die unabhängig reiche, kein Geseß kennende Freie des Camps.

20

Die „Cap Polonio“ hatte in Boulogne-sur-Mer ihre
fremden Gäste abgeseßt. Geisenheim hatte oft mit dem
Marchese in langen Stühlen gelegen, und sie hatten mitein-
ander den alten Streit: Leichter oder schwerer als die Luft,
ausgefochten. Ohne sich recht einigen zu können. Sie waren
auch in den Raum hinuntergegangen, um den Motor einer
fachmännischen Kritik zu unterwerfen.

„Sie werden Schwierigkeiten mit Ihren Maschinen in den
Tropen haben, Kapitän, jeder hat sie. Motoren müssen um-
reguliert werden, wenn —“

„Nun, wenn?“ ermunterte ihn Geisenheim.

„Wenn es Ihnen mit Ihrem schwerfälligen Schiff über-
haupt gelingt, über den Ozean zu kommen.“

Seine meiste Zeit jedoch belegte Sonja mit Beschlag,
deren auserwählter Kavaliere er geworden war. Sie hatte
es durchgeseßt, daß er sich mit an ihrem Tisch seßte, sie tanzte
mit ihm, und sie, die von technischen Dingen bisher keine
Ahnung gehabt hatte, ließ sich von ihm den Gang der Maschine
und die Lenkung eines Flugzeuges erklären. Ohne vorläufig mit
all dem, was er ihr sagte, einen großen Sinn zu verbinden.

Ihr Mann machte ihr am Abend, als sie allein in der Kabine
waren, Vorwürfe. „Du siehst nächstens nichts mehr als den
jungen Schnösel.“

Sie saß vor ihrem Toilettentisch, das Abendkleid hatte sie
fallen lassen, und durch Spitzen und Seide schimmerte ihr
elfenbeinfarbener, durchtrainierter Körper. Sie hob beide
Hände zur Stirn, ihre nackten Arme leuchteten, und sie strich
mit einer ihrer müden Bewegungen das Haar nach hinten.
„Er gefällt mir, Ein.“

Den verließ wieder einmal die Ruhe. „Du bist verheiratet, du bist meine Frau, ich leide das nicht!“

Ihre Augen forschten. „Was? Was leidest du nicht, Sin?“

Er hatte sich in Eifer und Erregung geredet, aber wie es immer war, verließ ihn auch dieses Mal plötzlich der Mut: „Du quälst mich, Sonja!“

„Wenn ich dich nicht mehr quäle,“ lächelte sie, „wirfst du es vermissen.“ Und dann, elementar, wie alles bei ihr war, packte sie die Wut, schüttelte sie, ließ ihre Zähne wie im Fieber aufeinander schlagen. „Du verstehst mich nicht, kein Mensch versteht mich.“ Tränen der Wut schossen ihr in die Augen.

„Ich tue ja alles, was du willst, Sonja, mein Sonnenschein!“ Wie immer, wenn er in Erregung kam, sprach er jiddisch mit ihr, wie seine Mutter daheim in dem kleinen Nest im Osten mit ihm geredet hatte, wenn ihn etwas quälte. Und er meinte, keine Sprache der Welt könne mehr trösten und mehr Liebes sagen als die der Heimat und der Kindheit.

Und Sonja verstand ihn. „Es ist etwas in mir, Sin, das quälen muß.“

„Dann muß es wohl so sein“, erwiderte er stoisch. „Aber sage mir, liebst du den Jungen?“

„Nein.“

„Also will ich dir sagen was es ist: Du haßt den andern.“ Sie antwortete nicht.

Im Kanal kam das Schiff in schwere Nebel, die Sirenen riefen unaufhörlich in die gelbgraue Wand hinein, irgendwoher tönt es wider. Segelkutter und Trawler tauchten gespenstisch auf, Schiffsglocken läuteten, dann nahm der Nebel sie wieder, ließ sie wachsen, riesengroß werden, und zerfetzte sie wie das Schiff des Seegespenstes, des Holländers.

Eintönig hallten die Rufe des Wachmannes, der frierend ganz vorn an der Spitze stand und seine Augen in die Unsichtigkeit bohrte.

Oft genug war Geisenheim hier entlanggefahren, der heimischen Jade entgegen. Er kannte jedes Signal: das war das Feuerschiff von Terschelling, das unsichtbar läutete, und das sie im Nebel fast streiften, jetzt zogen sie an den Inseln entlang. Ein dicker Dampfer irgendwie, irgendwo. Seit zwölf Stunden hatte der Kapitän die Brücke nicht verlassen, er lag mehr als er stand an der Schanze, die müden Augen mußten offen bleiben. Ein Schiff und Hunderte von Menschen waren ihm anvertraut.

„Borkum meldet klare Sicht“, sagte er.

„Borkum!“ Geisenheim wiederholte das Wort. Borkum war das erste deutsche Feuer, Borkum war Heimat, Deutschland. Und er dachte daran, daß Tausende ausziehen, die nicht wiederkehren, dachte an die Nächte im Urwald, an den Camp und an die trostlose Arbeitsuche in Buenos Aires. Er hielt Abrechnung mit den Dingen und mit sich.

Die Argentinier und Brasilianer an Bord, die Internationalen, verstanden es nicht. Für sie war Europa ein Ziel auf Monate, das Geschäftsabschlüsse oder Vergnügungen versprach, Deutschland war ein vager Begriff, aus dem sie sich nicht viel machten. Aber die Deutschen kehrten heim, manche von ihnen nach kürzerer Fahrt, manche nach Jahren und manche nach einem langen Menschenleben, das sie jung hinausgetrieben hatte, und das sie alt heimkehren ließ.

Und für all die geschah nun das Wunder, das nur die See kennt: wie eine Kulisse hob sich der Nebel, violett und blau und grün lag der blanke Hans in der Abendsonne, Fischdampfer auf seinem Rücken und den Riesen, der nun der Heimat mit rasenden Maschinen entgegenjagte.

In den Abend hinein aber grüßte blinkend und rufend das Feuer von Borkum.

Am anderen Morgen liefen sie schon die Elbe hinauf, aus Nebel und Qualm tauchte das arbeitende Hamburg auf, die Werften, die Docks. Menschen, die kaum je miteinander geredet hatten, wurden gesprächig, suchten andere, denen sie

erklären konnten. Die Worte mußten heraus, jeder sprach und kaum einer hörte, Mondänes fiel ab. Blankenese mit seinen Kapitänshäuschen zog vorbei, Ovelgönne, der Altonaer Fischmarkt, der Bismarck, der Michel —.

Bis zum letzten Augenblick hatte Geisenheim an Deck gestanden, Hamburg grüßte in seiner traditionellen Art mit Sprühregen und Wind, aber keinen trieb es hinunter. Hundert Augenpaare suchten an den Ufern, folgten den bunten Hochbahnen, Fahrzeiten wurden besprochen, Verbindungen. Berlin, Köln, Frankfurt und München wurden Begriffe.

Langsam und majestätisch zog der Überseer hinauf, bunte Flaggen an allen Masten. Und während die Schleppe ihm an den Pier halfen, legte Geisenheim seine Sachen in der Kabine bereit.

Deren Tür plötzlich aufflog. „Guten Tag, Brüderchen!“ Lachend, mit warmen Augen, stand Hilde vor ihm. „Hab' ich das nicht fein gemacht? Gestern dein Telegramm, das dich in Berlin anmeldete, in Berlin, nach so langen Jahren. Das gab's nicht. Also, auf nach Hamburg! Und nun bin ich da.“

Er konnte nicht reden, er mußte sie nur ansehen, die kleine Hilde, die fast noch ein Kind gewesen war, als er fortging. Und die nun als fertiger Mensch vor ihm stand. Als ein Mensch mit guten Augen, mit einem weichen und trotzdem energischen Gesicht. Und es schien ihm, daß Worte zuerst zwecklos seien. Noch waren die beiden Kreise einander zu fremd, mußten erst ineinandergleiten, verschmelzen. Gemeinsames mußte aus Vergangenheit und Gegenwart erwachsen.

Sie verstand ihn zuerst nicht, verstand nicht, daß ihre Erwartungen verschieden waren, denn sie suchte nur den Bruder, und er suchte sie und alles, was einmal gewesen war. Er suchte die Heimat in ihr.

Und langsam kam die Verständigung. Sie hängte sich an seinen Arm und zog ihn mit sich fort. „Weißt du, Fritz, erst wenn wir vom Schiff herunter sind, erst wenn du an Land bist, habe ich dich ganz.“ Sie hielt ihm den Mund zu, als er etwas sagen wollte. „Es ist alles überlegt und besprochen. Carla Gendler hat's nicht anders getan, ich mußte ihren Wagen nehmen, in dem fahren wir nach Berlin, und da bleibst du — bis morgen. Länger hält es mein Brüderchen ja doch nicht aus. Morgen abend habe ich für dich im Schlafwagen ein Abteil bestellt, ich habe auch mit Professor Udenhof gesprochen und eine Einladung bekommen. In vierzehn Tagen wird das Luftschiff getauft.“

„Wer ist Carla Gendler?“ fragte er.

„Davon später!“ Sie standen in einem Strom von Menschen auf der Brücke, und immer wieder drückte ihr Arm den seinen. „Nun ich bin nicht mehr so allein, Fritz.“ Und dann leise: „Ich bin oft sehr allein gewesen.“

„Liebes, kleines Mädel!“

„Das hat kein Mensch zu mir gesagt, seit —“ sie schluckte. Der, der es zu ihr gesagt hatte, lebte ja nicht mehr.

„Tut's noch weh, Hilde?“

Sie senkte den Kopf. „Ich gehöre wohl zu den Menschen, die mit der Alltäglichkeit fertig werden, aber mit den Innerlichkeiten nicht.“ Sie gab ruhig und sachlich dem Chauffeur ihre Anweisungen, saß wartend neben ihm, bis die Koffer aufgeladen waren, und redete gleichgültige Dinge, bis der Wagen die Stadt verlassen hatte und auf der Chaussee dahinjagte.

„Du hattest früher keine Freundinnen, die Automobile besaßen.“

„Carla Gendler ist nicht meine Freundin, sie kommt zu mir und nimmt Unterricht in der Photographie. Aber es ist wohl etwas anderes, das sie zu mir treibt, und auch ich habe sonst noch keine Schülerinnen angenommen. Wir sind ganz verschiedene Menschen. Du wirst sie heute sehen.“

Carla hatte sich nicht abweisen lassen. „Ich will euch nicht länger stören, aber sehen muß ich dein Brüderchen doch.“ Auf Carlas Wunsch sagten sie du zueinander. „Es nimmt Hemmungen, und gerade, weil wir so verschieden sind, sollten wir Hemmungen fallenlassen“, war ihre Begründung gewesen.

„Aber du sollst nur auf eine Stunde kommen“, entschied Hilde. „Und merk' dir's, keinen Flirt, dafür ist er mir zu gut.“

„Die hob pathetisch die Hand. „Soll ich schwören?“

„Versprich's lieber!“

„Meisterin, manchmal bist du ein Kind, du weißt nicht, welcher Reiz im Verbotenen liegt.“

Hilde mochte mit solchen Dingen nicht spielen. „Es ist mir Ernst, Carla, du solltest das achten.“

„Carla Sandler ist Berlinerin“, erklärte sie dem Bruder.

„Was willst du damit sagen?“

„Nichts gegen die Menschen, die in Berlin arbeiten, die da leben und dort geboren sind. Auf die meisten paßt das Wort nicht. Aber wir haben ein neues Geschlecht bekommen, das, ja, so möchte ich sagen, das mit umgekehrtem Vorzeichen lebt. Eine Oberschicht, die ihren Reichtum entweder überhaupt nicht oder zu leicht erworben hat, die zu energielos ist, um etwas fest anzufassen, zu defakent, um sich für etwas einzusetzen, zu lau, um jemals ganz warm oder ganz kalt sein zu können. Zu den Menschen gehört sie.“

„Und warum gehört sie zu dir?“

„Weil noch etwas ist, das sich dagegen wehrt, weil ich sie immer noch nicht ganz begriffen habe.“

„Früher erkannten wir an oder lehnten ab, Hilde“, erwiderte er ruhig. „Wir Menschen von heute müssen alles begreifen“, sagte sie.

Es war Abend, als der Wagen vor Hildes Haus am Kurfürstendamm hielt. „Du sollst bei mir essen“, bestimmte sie. „Die Nacht wohnst du in einem der Hotels am Zoo.“ Sie gab dem Chauffeur die Adresse, damit er das Gepäck abliefern konnte.

Dann saßen sie oben und erzählten, und immer mehr näherten sich ihre Kreise. Sie ließ ihn ihre Arbeit kennen, und in der Schwester erkannte er die andere Zeit, die das junge Mädchen auf eigene Füße stellt, die manche romantische

Weichheit raubt und die andere, bessere Werte dafür gibt. Die aber in der Umstellung hohe Anforderungen an den Charakter stellt, denn noch sind die Grenzen verwischt, und nicht alles ist das, was es scheint.

Aber etwas war da, das ihn abhielt, heute schon von Luisa zu sprechen. Dreimal hatte er an sie einen telegraphischen Gruß geschickt, und dreimal Antwort aus Buenos Aires bekommen. Telegrammworte, die nur nüchterne Grüße enthielten, und die in verstümmeltem Deutsch ankamen. Woher sollte der Radiobeamte auch deutsche Wort kennen?

Noch war ihre Verbindung nur ihr und sein Geheimnis, an dem nicht einmal die Schwester teilhaben durfte.

Spät am Abend klingelte es, und Carla Sandler kam. „Ich war zu neugierig, Herr Geisenheim.“

Ihre offene Art entwaffnete seinen Widerstand. „Hilde sprach mir von Ihnen.“

„Hat sie?“ Carla drohte mit dem Finger. „Dann sicher nichts Gutes.“

„Kokettiere nicht!“ Hilde ärgerte sich.

Aber Carla umarmte sie stürmisch. „So ist sie immer, sie ist die einzige, die einem die Wahrheit sagt. Manchmal ist's ja unbequem, meistens aber originell.“

Ein Vergleich drängte sich ihm auf, die kleine Frau mit den erkigen Zügen und dem trostigen Gesicht war wie Sonja, wie die über alles hinweggleitende Consuelo Manzoni. Was hatte doch Hilde gesagt? Energielos, defakent und lau. Nun gefiel sie ihm wieder gar nicht. Seit Udenhof ihn vor eine große Aufgabe gestellt hatte, war zuviel Positives in ihm lebendig geworden, als daß er diese absterbende Art begreifen konnte.

Carla sprach wieder einmal von Jobst Hallbaum. „Morgen reiten wir miteinander, ich habe zwei Pferde gekauft.“ Und zu Geisenheim: „Sie sind sicher viel geritten?“

Der lachte. „Mein Beruf hat mich mehr mit Pferdestärken in anderer Form in Verbindung gebracht.“

„Und als — wie sagt man doch drüben — als Haziendero?“

„Ich war Kolonist.“

„Die Feinheiten verstehe ich nicht.“

„Ich war nicht Gutsbesitzer, sondern Kleinbauer, Urwaldkolonist, dazu noch einer ohne Erfolg. Mit Pferden ist man da nie in Verbindung gekommen.“



Heulender Wolf.

Holzschnitt von Hans Jäger.

„Ist es dir nicht gut gegangen drüben?“ warf die Schwester ein. „Warum hast du nie davon geschrieben?“

„Weil die meisten von uns zu stolz sind, um denen in der alten Heimat den Kopf mit ihren Sorgen warm zu machen. Nein, gut gegangen ist es mir nicht.“

„Und Udenhof?“

„Udenhof hat mich zufällig gefunden. Wäre er nicht gekommen, ich wäre jetzt Peon oder Chauffeur.“

„Was ist ein Peon?“ wollte Carla wissen.

„Ein Tagelöhner.“

„Ich habe noch nie darüber nachgedacht, daß das Leben so schwer sein kann“, sagte Carla leise. Und dann energisch: „Aber nun will ich gehen.“

„Ich schäme mich ein bißchen“, flüsterte sie der Freundin im Flur ins Ohr. „Weil man so gedankenlos und äußerlich ist.“

Hilde gab ihr aus freien Stücken einen Kuß, den ersten, seit sie sich kannten. „Gute Nacht, Carla.“

„Ob ich morgen nicht mit Jöbbschen reite?“ überlegte sie.

„Reite ruhig!“

„Meinst du?“ Eine Wolke von Parfüm blieb hinter ihr und eine eigenartige Stimmung.

Am anderen Abend fuhr Geisenheim dem Bodensee zu. „Hier kannst du gar nicht so weit fortreisen, daß du nicht mehr da bist“, hatte Hilde zum Abschied gesagt. „In zwei Wochen komme ich nach.“

Die Nacht schlief er unruhig. Die Räder sangen so aufpeitschende Dinge, am Morgen sah er die Donau neben sich, eine Stadt, ein Münster. Das alte Ulm.

Fast zwei Stunden mußte er dort warten.

Es trieb ihn, nach der Traditionslosigkeit argentinischer Städte, die quadratisch, nüchtern und praktisch aus dem Camp aufwachsen, hinein in die alten Winkel, an Giebeln vorbei, durch enge Straßen und Gassen, bis er vor dem Münster stand. Es war ein schöner Frühlingstag, und die Sonne schien warm, Kinder spielten an den altersgrauen Steinmauern der Kirche, die Tür stand offen. Alte Kirchen und alte Burgen hatten es ihm von jeher angefallen, so trat er auch heute ein.

Drinnen kein Mensch, es war wohl nicht die Zeit, in der die Leute beteten. Bunte Schilder an den Wänden, die Wappen alter Geschlechter, deren Standesherrn hier der Ewigkeit entgegenzuschließen. Er las die altertümlichen Inschriften, die von hochweisen Ratsherren und wohlledlen Rittern berichteten, bis in einer Nische nur goldene Tafeln aus der Dämmerung blinkten. Tafeln mit furchtbaren Zahlen, die Toten der württembergischen Regimenter Olga, König Friedrich. Hunderte von Offizieren, Tausende von Soldaten.

Immer wieder und immer wieder müssen wir uns einsehen, predigten die Tafeln. Der Gedanke ist alles, der Mensch nichts. Hatte er sich in Amerika drüben wirklich eingeseßt? Als er Kolonist wurde? Oder hatte er nur an sich gedacht — Kulturarbeit oder Eigennuß?

Als er wieder im Sonnenlicht stand, schüttelte er den Gedanken ab. Er durfte ja an der neuen Zeit mitarbeiten, den Weltverkehr, der neue Bahnen suchte, mitaufbauen. Neue Tradition schaffen.

Und als die alte kämpfte, hatte er sich nicht geschont, nur der Tod hatte ihn ausgelassen. Pflichterfüllung im Leben ist stets Kulturarbeit, klang es in ihm. Selbst wenn man nur Bäume schlägt oder Säcke trägt.

Der Gedanke ist alles —

Der Zug fuhr ihm nicht schnell genug, als er jetzt den Weg nach dem Schwäbischen Meer zu suchte. Viel zu oft hielt er, viel zu langsam ging's. Endlich rechts der Bahn eine große Halle, Flugzeuge davor, der alte Platz, der für Luftschiffe jetzt nicht mehr benutzt wurde, Häuser, Weichen, über die die Wagen rasselten. Die Station.

Und auf ihr, winkend und rufend, Udenhof. „Willkommen in Deutschland!“

Geisenheim wollte fragen, aber der alte Herr drängte ihn ins Auto. „Kommen Sie nur, Quartier ist bestellt, aber heute abend sind Sie mein Gast. Meine Frau ist zu allen Fischen in der Stadt gelaufen um Gelchen. Der See ist noch zu kalt, die Gelchen stehen zu tief.“ Er triumphierte. „Aber wir haben sie doch ergattert.“

„Herr Professor —“

„Und Steinwein, Frankenwein. Mann, wissen Sie denn noch, was ein Bocksbeutel ist?“

Wieder wollte der unterbrechen.

„Meine alte Hede weiß ja gar nicht, was sie alles für Sie tun soll. Natürlich mußt du die Zigarren von Dannemann herausholen“, sagte sie, „die Brasilzigarren, heimkehrende Amerikaner müssen gebührend gefeiert werden.“

Er redete ununterbrochen, bis der Wagen an dem Wärtershäuschen vorbeifuhr. Der einarmige Wächter, ein alter Invalide des Luftschiffbaus, grüßte.

„Von Echterdingen her“, sagte Udenhof.

Die Straße auf das Werk zu staubte, der Wagen fuhr rasch, an einem zweiten Tor vorbei, und hielt vor den Hallen. „Kommen Sie, Geisenheim!“

In der ersten Halle trat ihnen Baumeister entgegen. „Gut, daß Sie da sind, Geisenheim!“ Viel Worte waren nicht seine Sache, die fest zupackende Hand sagte mehr. Der Professor legte den Finger auf die Lippen und ging weiter. In der größeren zweiten Halle Drehbänke und Streben von Duraluminium, Kessel dazwischen, Werkzeug.

Eine eiserne Tür ging auf, und vor ihnen, in der größten Halle, lag das Schiff. Ganz bezogen jetzt schon, silbergrau. Die mächtige Halle füllend. Geisenheim blieb stehen, er merkte nicht, daß hinter ihm die Tür zusiel, daß er allein war. Kein Arbeiter in dem Raum, kein Mensch.

Draußen saßte der Professor seinen Ingenieur am Armel. „Ich glaube, er hat mich für einen Schwäger gehalten, ich habe nur von Gelchen und Steinwein gesprochen, aber er sollte sehen, allein sehen.“

Baumeister knurrte. „Die Geschichte vom verlorenen Sohn und vom Kalb, das geschlachtet wird, kommt doch immer wieder vor. Da arbeitet man jahrelang...“

„Und nun kommt unser bester Führer zurück, ist's nicht so, Baumeister?“

Der brummte: „Na ja doch!“

Drinnen ging Geisenheim um das Schiff herum, die Halle war fast zu klein, Spitze und Ende des Schiffes stießen beinahe an die heute noch geschlossenen Tore, die sich nun bald öffnen würden. Vorn an der Gondel stand ein Gerüst für die Arbeiter, da stieg er hinauf, trat in die Führergondel. Alles fast fertig, die nautischen Instrumente, der Befehlsapparat, die Funkstation. Und auf dem Tisch lag ein Blatt, wie achtlos hingelegt. Besatzung des Schiffes: Kommandant — Geisenheim, Chefingenieur — Baumeister — folgten Namen und Namen, aber die las er nicht mehr, nur den einen, wieder und wieder. Hier stand er, und um ihn das Schiff, das erste deutsche Handelsluftschiff nach dem Kriege.

Das Neue, das Morgen.

Und er war der Führer.

Es hielt ihn nicht mehr. Er sprang die Stufen herunter, lief durch die Halle, stieß in der Tür fast mit Udenhof zusammen. „Ist das wahr?“

„Unsere neuen Schiffe müssen jüngere Leute kommandieren als ich. Wir wollen ja nicht nur das eine bauen, sondern viele. Na ja doch!“

„Und ich?“

„Sie sollen sie führen“, knurrte Udenhof.

(Fortsetzung folgt.)

IX/16



Die Lieblingsfrau.
Scherenschnitt von C. Nagel-Diek.



Die malerische Sultan-Valide-Djami-Moschee

in Stambul, dem türkischen Stadtteil von Konstantinopel. Rechts die vom europäischen Pera über das Goldene Horn führende „Neue Brücke“.

Das heutige Konstantinopel.

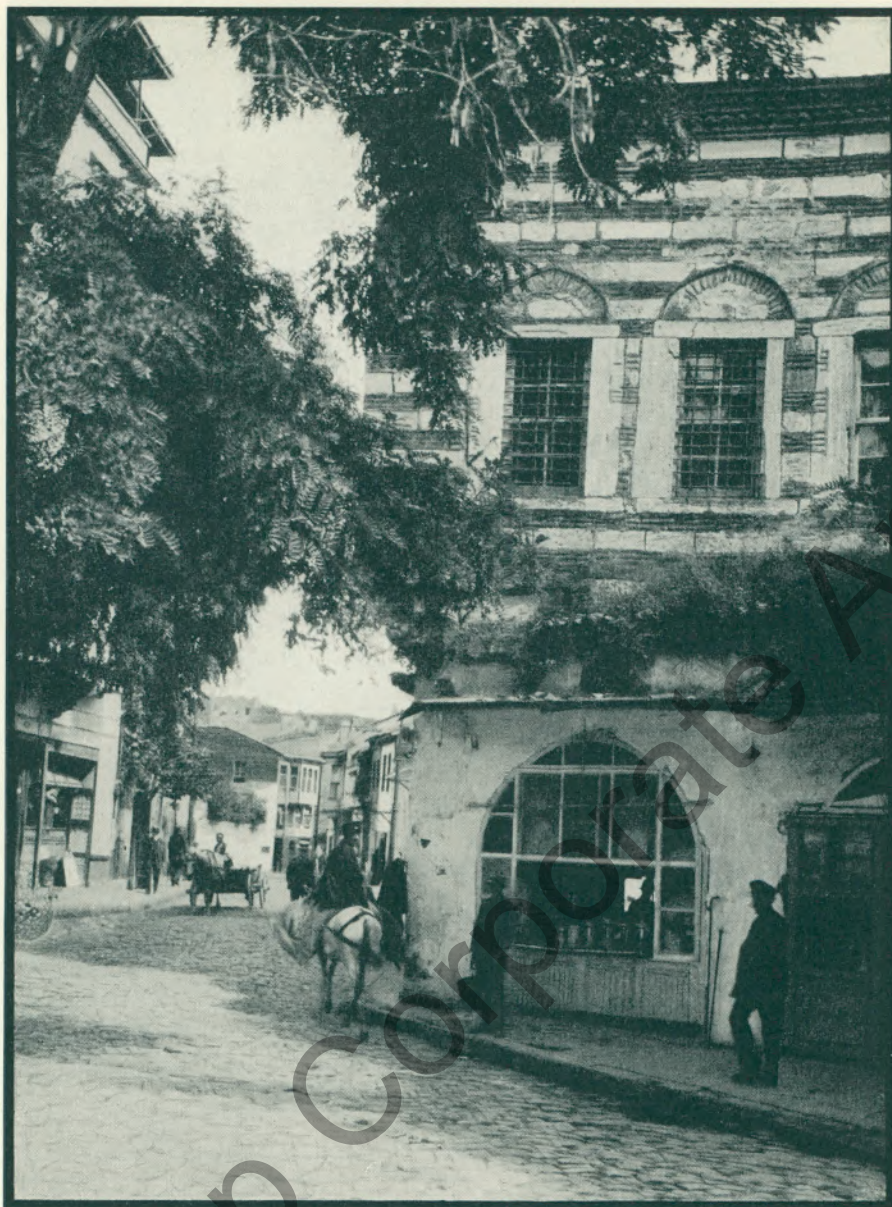
Von Fritz Mielert.

Mit 5 Aufnahmen des Verfassers.

Konstantinopel war bereits vor dem Weltkrieg ein überaus reger Handelsplatz, vor allem ein Umschlagplatz für die Erzeugnisse und Fertigwaren des vorderasiatischen und afrikanischen Orients und die mannigfachen Erzeugnisse des Abendlandes. Darüber hinaus war es aber auch entsprechend seiner bedeutungsvollen Lage an der Grenze zweier Weltteile und seines sehr lebhaften Handelsverkehrs ein Treffpunkt fast aller Völker des asiatischen und afrikanischen Orients wie des gesamten Abendlandes. Trotzdem war aber der Einfluß des Islams so stark, daß er die schüchternen neuzeitlichen Bestrebungen fast ganz unterdrückte, so daß das Lebensbild Konstanti-

nopels bis auf wenige Stadtteile Galatas und Peras rein orientalisches Gepräge behielt.

Dies war denn auch neben der wundervollen Lage der Stadt am Bosphorus wie zu beiden Seiten des Goldenen Horns der Hauptanziehungsgrund für die ungezählten Tausende von Fremden, die es auf den Schiffen Europas und Amerikas hierherlockte. Es gibt wenig Städte der Welt, die ein so malerisches und dabei charakteristisches Gesamtbild darbieten. Die Hauptmoscheen Stambuls krönen, jede für sich, je eine Hügelkuppe, und wie die Planeten um die Sonne geschart, so gruppiert sich um jedes dieser großen Gotteshäuser



Straße in Stambul,

die auch nach dem Fehlen der früher typischen Schmutzhäufen vor den Häusern nichts von ihrer Romantik eingebüßt hat.

die Schar der kleinen und kleinsten, alle umringt von einem Labyrinth meist hölzerner Türkenhäuser. Dazu das hochinteressante, durchaus orientalische Straßen- und Basarleben, die bunten Trachten der gesamten orientalischen Welt, das lebhafteste Gebaren der Händler und Hausierer, das würdevolle der Bürger, namentlich der Geistlichkeit, die malerische Verwilderung der zypressenerfüllten Friedhöfe mit den hinreißend schönen Ausblicken auf die Stadt und das Meer: dies und vieles andere entzückte mit Recht die Besucher dieser Weltstadt vor dem Kriege, die damals etwa eine Million Einwohner zählte.

Der Krieg und seine bitteren Folgen haben manches geändert. Der Handel, obwohl langsam wieder an Geltung gewinnend, ist doch nicht jener der sozusagen aus dem Vollen schöpfenden Vorkriegezeit. Der allgemeine Geldmangel

macht sich auch hier bemerkbar. Der starke, bewunderungswürdige Wille eines Mustafa Kemal Pascha hat erkannt, daß es für das Türkenvolk im ganzen besser ist, das zwar für Fremde romantisch anzusehende orientalische Leben aufzugeben und dafür klaren Auges und nüchtern berechnenden Sinnes mit den anderen führenden Staaten der Welt in Wettbewerb zu treten. Dazu aber war nötig, schonungslos in den Konservatismus des Islams hineinzugreifen, ihm furchtlos zu Leibe zu gehen. Nicht rüttelte er an den Dogmen selbst, wohl aber beseitigte er manche sentimentale, unwirtschaftliche und volkschädigende Beigabe, die im Laufe der Zeit sich herausgebildet hatte. Die Dervischorden hob er auf. Es gibt in der Türkei jetzt keine tanzenden und heulenden Dervische mehr. Damit wurden auch die gewaltigen Grundbesitze der Klöster, der sogenannten „Toten Hand“, frei und



Hof einer Moschee.

Die Heiligkeit des Ortes wird durch Kinde-spiele nicht gestört.

konnten dem Volke wiedergegeben werden. Der Fes, diese für die Türkei so typische Kopfbedeckung, fiel, weil er das stärkste Merkmal der Absonderung des Türkenvolkes vom Abendlande darstellte. Das Tragen des Fesses ist in der Türkei bei Strafe untersagt. Auch die orientalische Kleidungsweise gab der Türke auf. Nur die Geistlichen sieht man in der alten Tracht. Die Frauen behielten nur zum geringen Teil ihre schlichte und doch so kleidsame schwarze Tracht, die jedoch größtenteils von der europäischen Kleidung verdrängt wurde. Auch der Schleier fiel. An die Stelle der Vielehe trat die Ehe sowie die wirtschaftliche Gleichberechtigung der Frau, die heute in der Türkei wie bei uns vielfach als Beamtin, kaufmännische Angestellte oder Arbeiterin tätig ist. Frauenvereine aller Art sorgen für die Weiterbildung der Frau und

die Vertretung ihrer Rechte. Es waren dies wohlervogene, wenn auch für die erste Zeit vielen eingefleischten Türken kaum ausdenkbare Reformen, die aber den Islambekennen mit dem Abendländer auf eine Grundlage brachten und heute von den meisten Türken als vernünftig anerkannt werden. Wieweit bei den einzelnen die innere Annäherung an die abendländische Denkweise bereits erfolgt ist, läßt sich nicht sagen. Immerhin zeigt sich überall ein überaus achtenswertes Vorwärtstreben, und von dem „kranken Mann“ der Vorkriegszeit ist heute nichts mehr zu spüren. Schulen und wissenschaftliche Institute, wie der Drang nach Wissen, nehmen einen ungehemmten Aufschwung. Sie, wie die wirtschaftlichen Formen, sind völlig abendländisch geworden. Man kennt jetzt auch die Freitagsruhe, für die man nun, um sich dem Abendlande einzugliedern, die



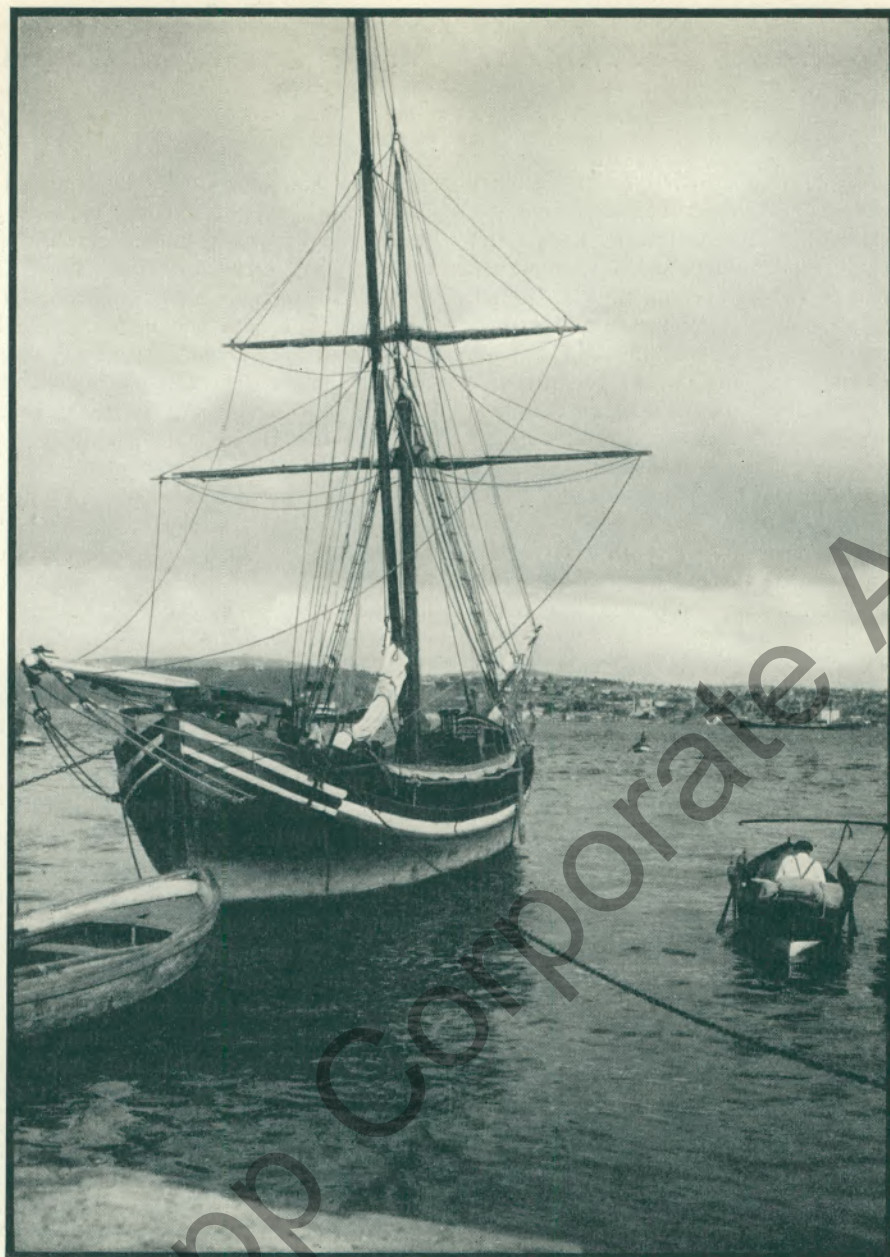
Blick auf den Bosphorus
vom Garten der Deutschen Gesandtschaft in Therapia aus.

Sonntagsruhe einführen wird. Landwirtschaft wie Gewerbe kennen nicht mehr die früheren religiösen Vorurteile. Künstler und Wissenschaftler studieren jahrelang in den Großstädten Europas. Malerei und Bildhauerei sind nicht mehr durch religiöse Verbote gehemmt und finden in ihren frischem Leben verständige Anerkennung und Unterstützung. Man veranstaltet mit Erfolg Ausstellungen in den einzelnen Städten. Das Verkehrsleben, die gesundheitsfördernden Einrichtungen, alles hat abendländische Form und geht in manchem schneller vorwärts als selbst in Berlin oder Paris.

Konstantinopel besitzt eine schneidige und umsichtige Verkehrspolizei, es hat auf den Straßen Polizeitelephonzellen, besitzt auch eine musterhafte, blüßblanke Feuerwehr

modernster Art, eine elegante Straßenbahn und was sonst noch zum modernen Großstadtbetrieb gehört. Das türkische Militär wie die Jugend beider Geschlechter betätigen sich sportlich, und es werden ganz erstaunliche Leistungen, besonders bei dem Militär, erzielt. Nicht nur in Pera, sondern auch in dem einst so stocktürkischen Stambul wachsen festgebaute Häuser wolkenkratzerartig zur Höhe. Die Hauptstraßen besitzen eine gute Pflasterung. In wenigen Jahren wird manches heute noch ruinenhafte Gelände in Galata und Stambul durch schöne Miets- und Geschäftshäuser ausgefüllt sein.

Damit ist freilich viel von dem einstigen malerischen Eindruck genommen worden, obwohl die wundervollen Moscheen, die Masse türkischer Holzhäuser, die stimmungsreichen



Am Bosphorus.

Im Hintergrunde die letzten Ausläufer von Stambul.

Friedhöfe mit den marmornen und vergoldeten türkisch-barocken Grabmälern, die ebenso prunkvollen Brunnen, die eigenartigen Sultanschlösser und die mannigfachen Zeugen an die byzantinische und alttürkische Zeit, darunter die Stadtmauern, der noch heute in Gebrauch befindliche Aquädukt des

Valens und viele alte Kirchen, noch vorhanden sind. Sie werden noch lange den Fremden entzücken und die Eigenart und Schönheit Konstantinopels betonen, dessen Anblick von den blauen Wassern des Bosphorus her nach wie vor einer der schönsten der ganzen Welt ist.

Einlaß.

Huri: Heute steh' ich meine Wache
vor des Paradieses Tor.
Weiß nicht grade, wie ich's mache,
kommst mir so verdächtig vor.

Ob du unsern Mosleminen
auch recht eigentlich verwandt?
Ob dein Kämpfen, dein Verdienen
dich ans Paradies gesandt?

Zählst du dich zu jenen Helden,
zeige deine Wunden an,
die mir Rühmliches vermelden,
und ich führe dich heran.

Dichter: Nicht so vieles Federlesen!
Laß mich immer nur herein:
denn ich bin ein Mensch gewesen,
und das heißt ein Kämpfer sein.

Schärfe deine kräft'gen Blicke!
Hier, durchschaue diese Brust,
sieh der Lebenswunden Tücke,
sieh der Liebeswunden Lust!

Und doch sang ich gläub'gerweise:
daß mir die Geliebte treu,
daß die Welt, wie sie auch kreise,
liebepoll und dankbar sei.

(Goethe, „Westöstlicher Diwan“.)

Politische und wirtschaftliche Ziele der Türkei.

Von Ismet Pascha¹.

Noch vor sieben Jahren, als die griechischen Truppen Smyrna und Smyrnas Hinterland besetzten und auf Konstantinopel marschierten, als Konstantinopel noch unter internationaler Verwaltung stand, war es nur den wenigsten möglich, die wahre Kraft der Türkei zu erkennen. Der breiten Öffentlichkeit mußte die Aufstellung unserer nationalen Forderungen im sogenannten Erzerum-Programm als Utopie, ja als Wahnsinn erscheinen. — Jetzt umfaßt der türkische Staat, dank dem militärischen und politischen Genie Mustafa Kemal Paschas, das ganze türkische Stammesgebiet und übt innerhalb seiner Grenzen volle Souveränität aus; die Utopie von damals ist endgültige Wirklichkeit geworden.

Die Türkei ist sozusagen saturiert; sie hat ihre außenpolitischen Ziele erreicht und braucht nicht an weitere Eroberungen oder an Revanchekriege zu denken. Ich kann versichern, daß wir keinerlei Hintergedanken hegen, den Weltfrieden von uns aus jemals zu stören.

Wir stehen jetzt, nach Erfüllung unserer Forderungen, mit unseren Nachbarstaaten auf bestem Fuße. Griechenland, bis zum Vertrag von Lausanne unser schärfster Feind, tauschte mit uns die Minoritätenbevölkerungen aus, so daß gegenwärtig nur eine geringe Anzahl von Griechen in der Türkei und umgekehrt verhältnismäßig wenig Türken in Griechenland ansässig sind. Dieser Minoritäten austausch erforderte von beiden Völkern große Opfer, aber er beseitigte jedenfalls die Ursache unserer gegenseitigen Feindschaft. Meiner Meinung nach hat Griechenland seine „grande idée“ der Wiederherstellung des byzantinischen Kaiserreiches endgültig aufgegeben, eine Idee, die lange Zeit hindurch jede fruchtbare Tätigkeit unseres Nachbarn lähmte.

Mit unserer Balkangrenze können wir im allgemeinen zufrieden sein; ich glaube auch nicht, daß irgendein Balkanstaat Gelüste auf türkische Gebietsteile hat. Obgleich sich noch Hunderttausende von Türken in Jugoslawien befinden, die nicht durchweg mit ihrer Lage zufrieden sind, und obgleich 800 000 unserer Landsleute in Bulgarien leben, stehen wir in durchaus freundschaftlichen Beziehungen zu diesen Ländern, ebenso wie zu Rumänien; die Rückkehr einiger tausend Türken, die sich in ihrer Heimat niederlassen möchten, ist die einzige wichtige noch ungelöste Frage.

Auch mit Rußland sind wir zu einer Verständigung gelangt, nachdem wir mit der Sowjetregierung vertraglich vereinbart haben, unsere beiderseitigen staatlichen Einrichtungen zu achten. Wenn auch vielleicht in der Türkei, wie überall, die bolschewistische Propaganda nicht ganz ausgeschlossen werden kann, so vermögen wir hierin angesichts der Struktur unserer Bevölkerung noch keine Gefährdung des Staates zu erblicken; die kommunistischen Lehren finden bei unseren Bauern und Handwerkern keinen günstigen Boden. Die Beziehungen zu Deutschland finden ihre Entwicklung auf der Grundlage der einstigen Waffenbrüderschaft; mit Italien, dem früheren Gegner aus mehrfachen Kriegen, schlossen wir kürzlich einen Freundschaftsvertrag. Frankreich gegenüber erheben wir heute noch den Anspruch auf das strittige Gebiet an der syrischen Grenze; es ist jedoch zu hoffen, daß auch hier unsere Rechte in nicht allzu ferner Zeit Anerkennung finden. Zwischen England und uns ist neben anderen Problemen auch die Frage der Mossulgrenze bereinigt.

Unsere Stellung im internationalen politischen Leben kann demnach als zufriedenstellend bezeichnet werden — nicht aber unsere wirtschaftliche Lage. Das türkische Gebiet ist umfangreich genug, aber das Klima der Mittelanatolischen Hochebene (Kleinasien) ist sehr ungünstig, der Boden ist unfruchtbar und schwer zu bearbeiten. Wir hoffen, durch künstliche Bewässerung und modernisierte Anbaumethoden eine Leistungssteigerung erzielen zu können, aber dafür braucht man einmal Zeit und zweitens Kapital. Natürlich könnten wir wie andere Länder Anleihen aufnehmen, aber wir sehen in der Aufnahme ausländischer Anleihen nicht das Allheilmittel für unsere Wirtschaft. Die jährlich an das Ausland zu zahlenden Zinsen und Amortisationsbeträge belasten ohnehin den Staat außerordentlich. Die Steigerung der Leistungsfähigkeit Anatoliens wird entsprechend mehr Zeit in Anspruch nehmen, aber unser Volk nimmt lieber etwas länger Entbehrungen auf sich, als daß es die Zukunft des Landes verpfändet. Unter dem alten Regime war die Gewährung einer Auslandsanleihe meist das Mittel, um die Türkei zur wirtschaftlichen und deshalb auch politischen Unterwerfung unter einen anderen Staat zu zwingen.

Es ist nach dem eben Gesagten verständlich, daß der Staatsausgleich uns große Schwierigkeiten bereitet, um so mehr, als wir jährlich rund 40 Mill. Mark an Zinsen und zur Amortisation unserer Schulden ins Ausland abführen müssen; neben diesem Betrag, der 10 % unserer Gesamtausgaben ausmacht, werden 37 % der Ausgaben zur Unterhaltung unseres 150 000 Mann starken Heeres aufgewendet². Wenn diese Truppenzahl auf den ersten Blick auch etwas hoch erscheinen mag, so brauchen wir doch ein Heer von ähnlicher Stärke, um die innere Ordnung in unserem weitgestreckten Lande aufrechtzuerhalten und unsere Grenzen zu bewachen; wir dürfen uns nicht selbst jedes Schutzes berauben. Überdies kommt ja ein großer Teil der Heeresausgaben wieder der Zivilbevölkerung zugute und stützt so die Industrie.

Die Bevölkerung — gegenwärtig meist aus Bauern zusammengesetzt — wird in Zukunft bis zu einem gewissen Grade industrialisiert werden. Die Hebung der Landwirtschaft und die Schaffung industrieller Anlagen werden auch günstige Rückwirkungen auf unsere Außenhandelsbilanz haben. Ganz allmählich dürfte es der Türkei auf diese Weise gelingen, die wirtschaftliche Unabhängigkeit zu erringen. Präsident Mustafa Kemal hofft, daß sich unser Land in einer Generation zu einem blühenden Staat mit etwa 25 Mill. Einwohnern entwickelt haben wird, und daß alle Bewohner nach Durchführung der vorgesehenen Produktionssteigerung ihren Lebensbedarf mit heimischen Erzeugnissen decken können. Im ganzen hebt sich der Lebensstandard unseres Volkes beständig; es gibt bei uns, für westeuropäische Begriffe etwas Außerordentliches, praktisch keine Arbeitslosigkeit. Natürlich empfangen wir die zu uns kommenden Fremden freundschaftlich, aber ebenso selbstverständlich erwarten wir auch ein entsprechendes Verhalten der Ausländer. Trotz aller bisherigen Fortschritte steht uns noch viel Arbeit auf wirtschaftlichem Gebiet bevor, und gerade deshalb sind wir auf die Mitarbeit anderer Staaten angewiesen. Voraussetzung für die Annahme dieser Hilfe ist jedoch, daß wir unseren Nationalcharakter und die mühsam errungene vollständige politische und wirtschaftliche Selbstbestimmung nicht aufzugeben brauchen.

¹ Die nachstehenden Ausführungen, die bei der politischen Bedeutung des Verfassers besondere Beachtung beanspruchen dürfen, entnehmen wir mit freundlicher Erlaubnis der Schriftleitung dem Märzheft 1929 der „Zeitschrift für Geopolitik“. Einzelheft 2,50 RM. Kurt Bowinkel, Verlag, Berlin.

² Anmerkung der Schriftleitung: Bei der augenblicklichen Bevölkerung von rund zehn Millionen also im Verhältnis fast zehnmal so groß als die deutsche Reichswehr!

Die neue Türkei.

Von Karl Klinghardt.

Auf allen Gebieten türkischen Staats- und Volkslebens kommt ein gewaltiger Wille zum Ausdruck. Der Wille zur nationalen Behauptung, der Wille zur Weltgeltung und der Wille zum zivilisatorischen Fortschritt als der Unterlage für beides, für die Machtbehauptung wie für die kulturelle Gleichstellung mit dem Abendland.

Die Kluft, welche die Türkei von gestern, den osmanischen Kalifats- und Sultanatsstaat, von der neutürkischen, in Angora unerwartet entstandenen Republik trennt, ist nicht nur auf dem Gebiet der kulturellen Veränderungen und Umstellungen am sinnfälligsten, sondern der kulturelle Zustand der Vorkriegstürkei, der seltsame Konservatismus, der ein buntes mittelalterliches Volksleben in ebensolchen Staatsformen mit allen Reizen und Schatten da dicht vor den Toren Europas mit einer schier unbegreiflichen Zähigkeit erhielt, dieser Zustand war obendrein für das Abendland das Charakteristikum der türkischen Nation geworden.

Und diesen bunten Orient zerschlagen jetzt die Orientalen selber und allen voran das Volk, das uns das orientalisches unter allen dünkte, an dem selbst das weithin wirkende Beispiel der japanischen Umstellung spurlos vorübergegangen schien. Just das Türkenvolk, das Volk in Turban und Fes, das Volk der verschleierte Frauen, das Volk der Kaffeetrinker und Träumer, das Volk der unerschütterlichen Gleichmütigkeit, Schicksals ergebenheit und Würde, just dieses Volk nimmt den Vortritt, wo es ans Vernichten der Tradition geht. Das scheint unbegreiflich.

Sie ist auch durchaus erstaunlich, diese Wandlung der Türkei, für deren Ablauf man in Vorkriegszeiten viele Jahrzehnte, vielleicht ein Jahrhundert als notwendig zu bezeichnen pflegte. Jetzt, gleichsam über Nacht angebrochen, wird sie mit gewaltsam diktierten Maßnahmen, wie sie kein fremder Usurpator, kein Mandatarstaat islamischen Volksmassen je aufzuerlegen sich erlaubt hätte, von den Orientalen selber, von reinblütigen Türken mit eigener Hand, aus eigenem Kopf, mit eigenem Schwert und eigenem Galgen durchgeführt.

Hier werden Straßenbauten anbefohlen unter Androhung von Disziplinarstrafen an die Oberpräsidenten; dort werden Gefangene zwangsweise im Lesen und Schreiben unterrichtet.

Hier werden Chininabgabestellen für das Volk eingerichtet, Hebammen- und Säuglingspflegeschulen vorbereitet; dort wird die Nummerierung der Häuser streng verordnet.

Hier werden Fabriken zeremoniell gegründet; dort wird die Polizei zur strengen Kontrolle der Gazestoffhüllen über allen Lebensmittelauslagen angewiesen.

Hier werden Richterinnen und Ärztinnen in Amt und Würden eingesetzt; dort wird den Volksschullehrerinnen das Tragen eines Kopfbuschens zur Vorschrift gemacht.

Hier wird das Tragen von Fes und Turban verboten, dort das Aufsetzen von steifem Hut und Zylinder von der Beamten-schaft an Festtagen verlangt.

Hier werden Werbetage für Flotte, roten Halbmond oder Kinderspeisungen abgehalten, dort Wettbewerbe zur Erfindung des neutürkischen Staatswappens ausgeschrieben.

Hier werden moderne Schlachthäuser und Eisfabriken von der Stadtverwaltung eingeweiht; dort plant dieselbe Behörde die Niederlegung der justinianischen Stadtmauern (weil man solche Befestigungsschleisungen einst auch in Europa vornahm).

* Stark gekürzter Auszug aus einer in der „Deutschen Rundschau“ erscheinenden Aufzählung. Wer sich näher mit den hier angeschnittenen Problemen befassen will, sei auf das Februar-, April- und Juniheft 1928 genannter Zeitschrift verwiesen, die zum Stückpreis von 2 RM. durch den Verlag der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 30, Weisbergstr. 43, zu beziehen sind.

IX/23

Hier wird prunkvoll der Grundstein zu großstädtischer Kanalisationsanlage gelegt; dort wird aus Mangel an Mitteln das großveranlagte Werk wieder eingestellt.

Hier werden Standbilder des Staatspräsidenten aufgestellt — entgegen dem Bilderverbot des Islams —; dort läßt der Landesvater selber eine kostbare Moschee alten Stils entwerfen.

Hier wird die Presse- und Literaturentwicklung gefeiert, die z. B. im Fahrwasser modernster französischer Romane erfolgt; dort sinnieren die Behörden über Mittel zur Bekämpfung der sich häufenden Selbstmorde in den Kreisen der „befreiten“, Romane und Magazine „verschlingenden“ weiblichen Großstadtyugend.

Die Vergebung der Restaurierung des großen Schlachtkreuzers „Tawusch Selim“ (frühere „Göben“) zieht sich jahrelang hinaus; dort aber wird europäischen Bahnbauunternehmen wegen Nichteinhaltung ihrer genauen Kontrakttermine der Prozeß gemacht.

Hier werden alte Sultanschlösser in Spielpaläste umgewandelt; dort wird aufs schärfste nach heimlichen Glücksspielen gefahndet.

Hier werden Klöster geschlossen, dort Kurse für Erhaltung der „Mahieh“-Kunst eingerichtet (es ist die alte Kunst, durch ein kompliziertes System von Lederschnüren zwischen den Spitzen von Minaretts Öllämpchen zu leuchtenden Schriftzeichen zusammenzustellen, wie das in den Nächten des Fastenmonats geschieht).

Hier erwägt man ernst und gründlich den Ersatz der arabisch-türkischen Schriftzeichen durch die lateinischen; dort werden Schönschreibkurse für türkische Zierschrift veranstaltet.

Hier überlegt man, den islamischen Wochenfeiertag, den Freitag, auf den christlichen Sonntag zu verlegen; dort setzt man gelehrte Ausschüsse ein zur Sammlung alttürkischer Volkslieder oder freut sich an Janitscharenmusik, die von Kapellen in alter Tracht vorgetragen wird.

Hier — in der Provinz — verübelt man es den Staatsbeamten, wenn sie bei Nationalfesten ohne Gattin erscheinen, etwa um dem anschließenden Gesellschaftstanz auszuweichen; dort — in der Großstadt — schließt man öffentliche Tanzlokale oder sperrt sie für Jugendliche.

Hier feiert man neben anderen Freiheiten die Pressfreiheit; dort werden politische Parteien einfach verboten.

Hier unterbindet ein Befehl das Bauen neuer Holzhäuser; dort fordert ein anderer von jedem Bürger das Pflanzen mindestens eines Baumes in jedem Jahr.

Was erkennen wir aus diesem verwirrenden Wirbel von Wollen und Handeln, Befehlen und Verbieten? — aus diesem Strudel von Ereignissen aller Größen und Kategorien, für die oftmals weder ein Abendländer noch ein türkischer Staatsmann, weder Wirtschaftler noch Philosoph die Prädikate: gut oder irrig, schädlich oder förderlich, wichtig oder nebensächlich, richtig zu verteilen wüßte?

Wir lernen den rasenden magnetischen Zug kennen, den die Zivilisation auf ein Volk ausübt, vor dem die Flut kriegsgeborener Erkenntnisse plötzlich alle Dämme des Konservatismus hinwegreißt. Wozu sich vor fünfzehn und zwanzig Jahren ungeduldige Neuerer aus persönlichem und nationalem Stolz oder aus vaterländischer Sehnsucht bekannnten, das hat sich heute als unumgängliche, kurzfristige Notwendigkeit, als dringendes Erfordernis der politischen Selbsterhaltung herausgestellt.

Sehen wir — nachdem wir das Wollen der heutigen Türken betrachtet haben — uns um nach dem Können! Fragen wir

nach dem „Wie?“, das demjenigen vorschweben muß, der mit überschauendem Kopf an diese Gigantenaufgabe der modernen Wirtschaftsgestaltung aus eigener Kraft herantritt!

Freunde und Feinde der Türkei werden sich in der Antwort völlig einig sein, nämlich: Dieses Unternehmen kann höchstens dann gelingen, wenn das türkische Volk seine Lebensanschauungen, seine Lebens- und Arbeitsweise, seine Einstellung zu Welt und Schicksal, zu Familie, Beruf, zu Regierung und Gottheit von Grund auf umgestaltet.

Und auf eben diese Umgestaltung zielt die unglaublich Kühne, grausam folgerichtige, als überradikal, ja wahnwütig verschriene Angoraer „Friedenspolitik“, der von dort diktierte Kulturumsturz.

Das ist die schon erwähnte Verkettung von politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Maßnahmen in der heutigen Türkei: Um das Land verteidigungsfähig zu erhalten, muß die Wirtschaft auf ein höheres Niveau gehoben werden, und um dieses höhere Niveau mit nationalen Kräften zu erreichen, muß der türkische Mensch von Grund auf verwandelt werden. Und um solche kulturellen Revolutionen und wirtschaftlichen Umgestaltungen durchführen zu können, muß man Herr der innenpolitischen Lage sein.

Es ist ganz natürlich, daß man im Abendlande sich gefragt hat: Wo unsere doch wahrlich bewegliche abendländische Denkweise die Gefolgschaft verweigert, da sollte das konservative türkische Volk, der türkische Bauer, dies Sinnbild sich ausnahmslos vererbender Gewohnheiten und Sitten, der sollte die Gefolgschaft willig aufnehmen, ja, wie man gelegentlich hörte, sollte freudig den umstürzlerischen Maßnahmen Beifall zollen?

Seit die Volksführer in Angora vom Gebiete des siegreich geschwungenen Schwertes und der ebenfalls mit bewundernswertem Geschick geführten Diplomatenfeder zu einschneidenden Kulturmaßnahmen übergingen, da hat man in Europa prophezeit — auch abseits der Kreise, denen der Wunsch nach Zermürbung des wiederaufstehenden Weltprestiges der Türken von historischer Feindschaft oder politischen Zukunftsaussichten diktiert wird —: „Der Kulturumsturz, den die Männer von Angora verkünden, führt notgedrungen zur Revolution.“ Und selbst heute, Jahre nach Ende des Weltkrieges, Jahre nach der Wiedereroberung Smyrnas durch die Türken und dem hierauf erwachsenen Waffenstillstand ist solches Gerede noch nicht ganz verstummt; immer wieder kommt es an die Oberfläche.

Die meisten Vorwürfe über blinden Radikalismus, über eine im Grunde unangebrachte, vielleicht nur politisch spekulative Moskau-Gefolgschaft werden hinfällig, wenn man sich des großen, vollkommen berechtigten Zieles bewußt ist, auf dem der türkische Kulturkampf beruht. Daß er schmerzliche Härten birgt, daß er ethische und ästhetische Werte bedroht und vernichtet, ist den türkischen Führern selbst bewußt. Aber von der gegenseitigen Verschlehtung der großen staatlichen Lebensfaktoren, von der Konsequenz der aufeinandergereihten Tatsachen: Vernichtung alttürkischer Art; nur hierdurch Sinn für moderne Wirtschaft; durch moderne Wirtschaft Erhöhung der staatlichen und militärischen Kraft, und dadurch allein Erhaltung des Volkstums — von dieser harten und teilweise grausam wirkenden Logik bröckelt kein Steinchen ab. Sie ist heroische Tat und wird als heroische Tat gelten, sofern sie Erfolg hat.

Wie hat man sich im Abendland erregt über die „unmögliche“ Abschaffung der alttürkischen Kopfbedeckungen! Aber fragen wir uns einmal, ob es ein einfacheres, billigeres, sichereres und umfassenderes Mittel gibt, um dem ganzen Lande bis in die fernste Hütte zu verkünden: „Neue Zeit ist, stelle auch du dich deshalb neu ein, denn die neue Zeit kommt doch zu dir, sie findet dich, du kannst ihrer Um-

formung nicht entgehen, wer und wo du auch seist!“ Und denken wir weiter daran, daß man auch im Abendlande einst Zöpfe und Rockschöße mit wirklicher Schere abgeschnitten hat, und daß — wie die heutigen Türken gerne betonen — ein „Abschneiden alter Zöpfe“ in übertragenem Sinne gerade heute wieder als höchst verdienstvoll auch in Europa im Schwange steht.

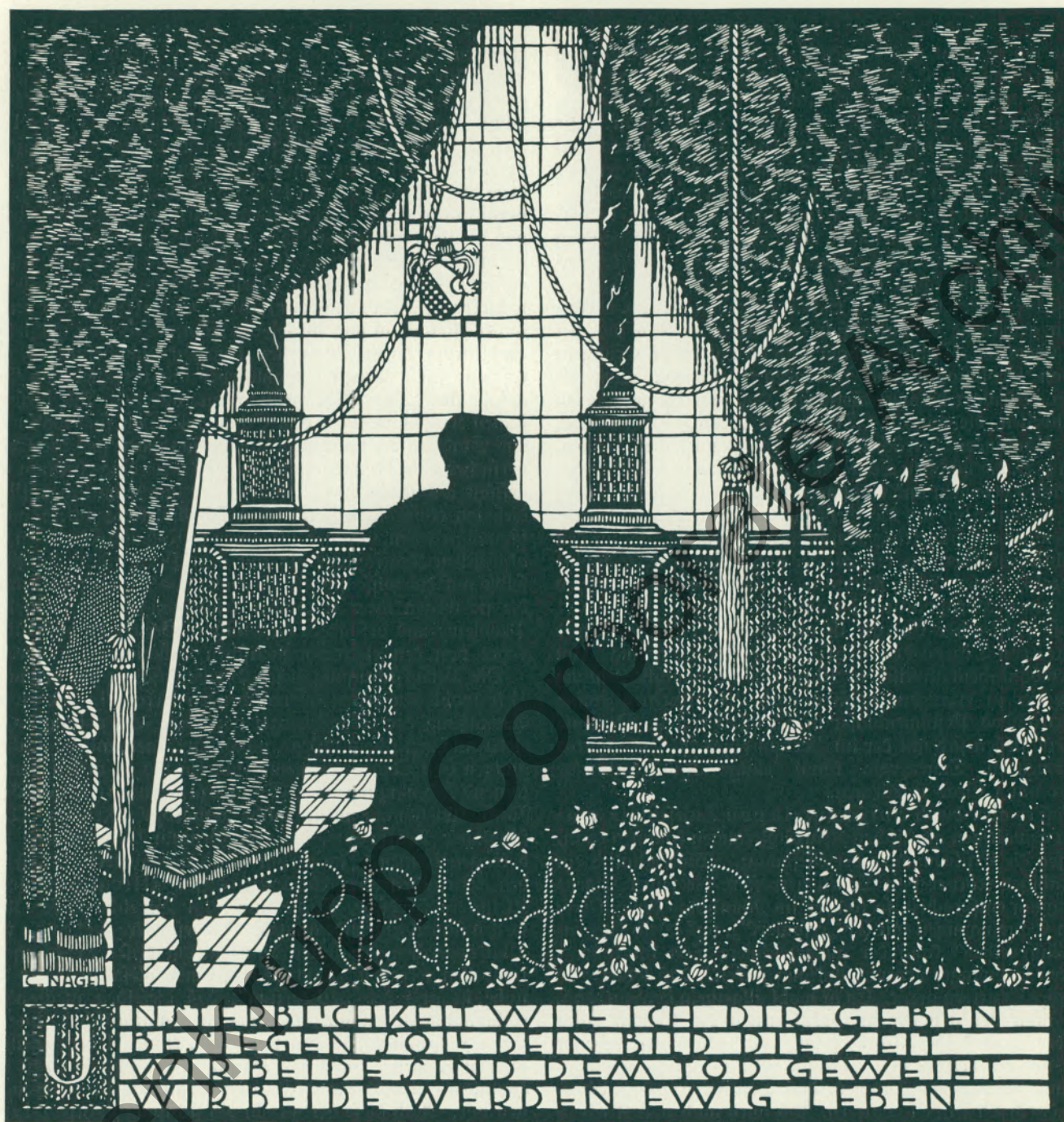
Alle die Maßnahmen, welche die neue Türkei auf kulturellem Gebiet in positiver Richtung ergriffen hat, bedeuten erste Schritte und stehen unter den sich gegenseitig steigernden Hemmungen des Mangels an Geld und des Mangels an Lehrern aller Grade und Art. Der Wille ist da und außerdem allen gehässigen Herabwürdigungen des Türkentums zum Trotz die nötige natürliche Befähigung in rein geistiger wie auch kultureller und künstlerischer Hinsicht. Wir dürfen nicht vergessen, daß für Volksbildung und Pflege des Volkstums nicht nur seit Jahrhunderten nichts geschehen ist, während andererseits Kriegslasten und Seuchen geradezu ungeheuerliche Opfer forderten, sondern, daß vom Jahre 1876 bis 1909 ein Sultan — Abdul Hamid II. — geherrscht hat, der alles tat, um die Bildung des Volkes und vor allem die höhere Bildung der geistigen Schicht in Fesseln zu legen. Ein Fürst, der jegliche Manöverübung, jegliches Scharfschießen, jede Berührung der höheren Offiziere mit den ihnen unterstellten Truppenteilen verboten hatte, der war auch der Mann, alles öffentliche Geistesleben in Fesseln zu schlagen. Verächtlich sind seine Unterrichtsverbote für Geographie, Geschichte, Mathematik, Physik usw., bekannt auch die Tatsachen, daß Baedekers Reiseführer in vielen Exemplaren an der türkischen Grenze beschlagnahmt worden sind, eben wegen ihres Inhalts an historischen und geographischen Daten.

Man kann begreifen, daß ein Befreiungsjubel und eine übersteigerte Schaffens- und Leistungsüberzeugung die gebildete Schicht ergriffen haben, als die Knebel des hamidischen Systemes von den Jungtürken gelöst wurden.

Aus dem Geseß von Druck und Gegendruck, aus der Erscheinung revolutionärer Entfesselung eines Volkes und aus der jäh erblühten Erkenntnis, daß nur ein rascher Anschluß an die westliche Zivilisation, nur die wirtschaftliche wie politische Staatsbehauptung ihm den Fortbestand von Volk und Nation garantieren kann, aus diesen Momenten muß der kulturelle Kurs der neuen Türkei, das fast fanatische Zerschmettern der alten Lebensformen und das sich überstürzende Hereinreißen des zwanzigsten Jahrhunderts verstanden werden.

Auf die Dauer siegt die Wahrheit. Die Stimmen derjenigen, die von 1918 an ständig wiederholten: „Ohne Armenier und Griechen sind die Türken nicht in der Lage, irgendeinen technischen Betrieb zu leiten, geschweige denn ein modernes Wirtschaftsleben aufzuziehen“, sind stiller geworden. Selbst in sehr verärgerten Kreisen gibt man heute zu, daß die Energie der Staatschöpfer nicht nur aus Angora, sondern aus ganz Anatolien etwas Achtenswertes und Beachtenswertes zu schaffen beginnt. Ebenso werden jene Stimmen, die da immer wieder raunten: „Es gibt Revolution, dieses Regime kann sich nicht halten“, langsam zurückhaltender.

Wenn sich, genau wie im Wirtschaftsprogramm, auch in der Innenpolitik der heutige Kurs unerschütterlich behauptet, dann werden auch ganz und gar zivilisierte, amerikanisierte und pazifistische Türken in künftiger Zeit nur ein Urteil haben: „Das türkische Volk hat nur einen Mustafa Kemal hervorgebracht, ohne ihn hätte nach dem Weltkrieg die Türkei aufgehört zu bestehen. Seiner Tatkraft verdankt das türkische Volk den einzig rettenden Friedensweg in die Zivilisation, und nur seiner Unererschrockenheit verdanken Volk und Land die innere Ruhe, die zugleich das erste Pfand zur Hintanhaltung eines Angriffs der äußeren Landesfeinde darstellt.“



*Der Maler Tintoretto an der Bahre seiner Tochter.
Scherenschnitt von C. Nagel-Diek.*

Die Ausnutzung der Schallenergie.

Von Dr. J. Esser, Bochum.

Wir wissen nicht und können nicht berechnen, wieviel an mechanischer Schwingungs-, d. h. Schallenergie die Materie um uns, insbesondere auch die irdische Atmosphäre, für gegebene Augenblicke oder Zeiträume in sich birgt. Wir ahnen, daß dieser Gehalt sehr groß sein muß. Und doch hat die Ohnmacht selbst unseres technischen Zeitalters gegenüber den unberechenbaren Mächten und Launen dieser gewaltigen kosmischen Musik die Idee akustischer Kraftwerke bisher noch nicht aufkommen lassen, während auf dem verwandten Gebiet der hochwertigen Ätherschwingungsenergie das Morgenrot der Erfüllung schon leuchtet.

Daß bei einer Reihe von Schallerscheinungen unter Umständen gewaltige Energien sich auswirken, erleben wir bei jedem Gewitter. Dahin gehören auch die Lufterschütterungen, die von Explosionen und feuernden Geschützen ausgelöst werden. Weniger bekannt dürfte sein, daß auch die geordneten Schallwellen, die wir als „Töne“ und „Klänge“ bezeichnen, unter Umständen beträchtliche Energien mitteilen können. Wenn z. B. die höchsten Töne, die wir im hörbaren Gebiet des Tonreiches erzeugen und empfinden können, erfahrungsgemäß höchst unangenehm auf die Gehörnerven einwirken, so beruht das weniger auf subjektiver Geschmackseinstellung, als auf den beträchtlichen Energien, die, aus der hohen Frequenz (Schwingungszahl) dieser Töne stammend, den Schallkanal unseres feinnervigen Hörapparates durchpulsen.

Diese pulsierende Energie ist allerdings bei den weniger frequenten Tönen der Musik verschwindend gering. Um auf gewöhnlichem akustischem Wege eine mechanische Leistung von 1 PS zu erzeugen, müßten nach Waexmann einige hunderttausend Posaunenbläser in Tätigkeit treten. Dementsprechend ließen sich mit der im Verlauf eines Riesenkonzertes verströmenden Tonenergie kaum einige Kubikzentimeter Wasser um 1 Grad erwärmen.

Daß es aber durch Aufschaukeln von Tonschwingungen zu gewaltigen akustischen Kraftäußerungen kommen kann, beweisen die Erscheinungen der Resonanz. Wird nämlich ein klangfähiger Körper von Tönen getroffen, die seiner Eigenschwingung entsprechen, so tönt er im Rhythmus der auftretenden Schwingungen mit (er „resoniert“), und durch dauerndes „Ansprechen“ kann der ausgezeichnete Ton im tonverwandten Schwinger derart „Anklang finden“, daß letzterer in deutliches Erzittern gerät. Es ist wohl allgemein bekannt, daß, wenn man bei gehobenem Pedal gegen die Saiten eines Klaviers irgendeine Note singt, nur die entsprechende Saite mittönt (resoniert). Infolge solcher Aufschaukelungsvorgänge kann es vorkommen, daß Taufsteine und Kirchenstühle durch Orgelspiel erzittern. So wird auch von Kirchenpfeilern berichtet, die immer erbeben, wenn bestimmte Glocken geläutet werden. Und den Zauberkünstlern gelingt auf dieser Grundlage das immerhin verblüffende Experiment, Trinkgläser durch lautes und andauerndes Hineinsprechen oder -singen zu zersprengen. Bekanntlich sind auch Aufschaukelungsvorgänge die letzten Ursachen für manche Unglücksfälle, bei denen Brücken, Türme, Maschinen usw. „aus sich selbst heraus“ zertrümmert werden (Kurbelwelle der Zeppelinmotoren).

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, neben die passiven Methoden der Schalldämpfung und Störung unerwünschter Aufschaukelungsvorgänge solche der unmittelbaren Ausnutzung der Schallenergie zu stellen. So tauchten vor Jahren in den Lehrbüchern und Hörfäden der Physik niedliche Schallmotoren auf, nach ihrer Wirkungsweise auch Schallreaktionsräder genannt, die nicht wenig Aufsehen und Vergnügen

erregten. Befestigt man nämlich vier gleiche Kugeln, Kegel- oder zylinderförmige Resonatoren (Hohlkörper von bestimmtem Eigenton) je an den vier Enden eines in waagerechter Ebene leicht drehbaren Holz- oder Aluminiumkreuzes und hängt diese Anordnung oder setzt sie auf eine Spitze auf, so genügt bereits der Ton einer passend abgestimmten Stimmgabel, um diese akustischen Räder in lebhaftere Drehung zu versetzen. Die physikalischen und energetischen Vorgänge, die als Ursache und Begleiterscheinung dieser merkwürdigen Rotation ablaufen, sind überaus verwickelt und bis heute noch nicht auf eine einfache Formel gebracht. Dasselbe gilt von einer Reihe verwandter „ponderomotorischer“ Schallwirkungen, die in der Abstoßung und Anziehung dünner Scheiben und leichter Hohlkörper durch Tonwellen bestehen und besonders überraschend sind, wenn die Hohlkörper mit verschiedenen Gasen gefüllt sind (Dvorák, Schellbach und andere). Alle diese seltsamen Kraftwirkungen von Schall und Ton sind bisher über das Stadium der Laboratoriumsbedingungen und des Schaulustversuches nicht hinausgekommen. Erst neuerdings beginnt man, gestützt auf modernste Methoden der mathematischen Physik, diesen merkwürdigen motorischen Schallwirkungen tiefer auf den Grund zu gehen, weniger allerdings zu Nutz und Frommen einer akustischen Krafttechnik als mit dem Programm, die Akustik selbst auf die wissenschaftliche Höhe und Eleganz zu bringen, die sie wegen ihrer reizvollen Erscheinungen, ihrer fesselnden Probleme und besonders wegen ihrer Verwandtschaft mit der Lehre von den elektromagnetischen Schwingungen verdient.

Die Berücksichtigung dieser Verwandtschaft hat in jüngster Zeit wohl den ersten überraschenden Erfolg in der direkten Ausnutzung der Schallenergie gezeitigt. So gelang es, auf elektromagnetischem Wege unhörbare mechanische Schwingungen von Quarzstäben und -platten bis zu vielen hunderttausend Schwingungen pro Sekunde zu erzeugen (R. W. Wood). Nach Waexmann üben solche unhörbar tönenden Quarzschwinger Kräfte aus, die 100 Gramm Gewicht und mehr betragen können. Immerhin ist es verwunderlich, daß nach den Versuchen der Entdecker dieser Ultraschallwellen Kleintiere (Frösche, Fische usw.) im Bereiche dieser Kleinwellen schnell zugrunde gingen. Insbesondere sind es die roten Blutkörperchen, die unter dem Einfluß dieser Hochfrequenztonwellen zerfallen. Das überraschende Resultat dieser Versuche ist also der „Widersinn“, daß dieselben mechanischen Schwingungsvorgänge, die uns als musikalische Töne das Leben verschönern, in den höheren Oktaven lebensgefährlich werden können. In dieser Hinsicht liegt also ein fast vollkommenes Abbild der Skala von möglichen Ätherschwingungen vor. Auch diese vermitteln als sichtbare Lichtstrahlen das „selige Himmelslicht“ und begründen damit die Pracht der Farben in Natur und Malerei, während sie als hochfrequente unsichtbare Ultraviolett-, Röntgen- und Radiumstrahlen bestimmter Form nur unter besonderen Bedingungen und Vorsichtsmaßregeln nützlich und ungefährlich sind.

Andere Versuche aus dem neuen Laboratorium der Hochfrequenzakustik lassen vermuten und hoffen, daß in Zukunft die Ultraschallwellen in der Forschung und Praxis der Chemie und Physik, vielleicht auch in der Heilkunde, eine wichtige und eigenartige Rolle spielen werden.

Für die praktische Ausnutzung der Schallenergie wird vermutlich dies der einzige Weg aus der Sackgasse sein, in die das Problem durch Überspannung des Gedankens in Richtung maschineller Kraftgewinnung geraten ist, vielleicht auch nur ein Umweg, der zu ungeahnten Zielen führt.



Familienglück unter militärischer Obhut



Eine friedliche Beschäftigung

Die landwirtschaftliche Ausbildung im Heere.

Von Oberfachschulrat Professor Dr. Quante, Reichswehrministerium, Berlin.

Mit 7 Bildern vom Reichswehrlehrgut Bauhof bei Eutin in Mecklenburg.

In dem heutigen Berufsheere erhält der Soldat neben seiner militärischen Ausbildung auch eine Fachausbildung für seinen späteren bürgerlichen Beruf, die durch die verschiedenen Arten von Heeresfachschulen vermittelt wird. Soldaten, die aus der Landwirtschaft stammen und beabsichtigen, nach ihrer Dienstzeit wieder ihren landwirtschaftlichen Beruf auszuüben, besuchen vom 8. bis 12. Dienstjahre die Heeresfachschule für Landwirtschaft, nachdem sie vom 5. bis 7. Dienstjahre die Unterstufe der Heeresfachschule für Verwaltung und Wirtschaft durchgemacht haben, um ihre in der Volksschule erworbenen Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen.

Der Unterricht in den Heeresfachschulen für Landwirtschaft ist nicht nur theoretischer Klassenunterricht, sondern auch praktischer Natur. Denn wenn auch die Schüler aus dem landwirtschaftlichen Berufsleben hervorgegangen sind, so würden sie doch während der zwölfjährigen Dienstzeit ohne praktische Betätigung der landwirtschaftlichen Arbeit entfremdet. Den Schulen sind daher landwirtschaftliche Betriebe angegliedert, in

denen die Schüler alle vorkommenden Arbeiten zu verrichten haben, aber nicht im Sinne von Lohnarbeitern, sondern als Lernende, denen von ihren Lehrern, praktisch und akademisch gebildeten Landwirtschaftslehrern, Zweck und Sinn all der vielfältigen Arbeiten des landwirtschaftlichen Betriebes klargemacht werden. Die landwirtschaftlichen Betriebe sind teils auf reichseigenem Gelände unter Herrichtung vorhandener Gebäude für landwirtschaftliche Zwecke entstanden, teils sind es gepachtete Gutsbetriebe, deren Größe zwischen 10 und 100 Hektar schwankt. Zur ersten Einrichtung erhalten die landwirtschaftlichen Betriebe die Mittel, müssen sich dann aber selbst erhalten, zwei Drittel des Reinertrages verbleiben ihnen zur weiteren Ausgestaltung, und ein Drittel ist an die Reichskasse abzuführen. Die Betriebe sind also keine Versuchswirtschaften, sondern sie entsprechen den Verhältnissen eines auf Erzielung von Reingewinn eingestellten Landgutes, denn der landwirtschaftliche Heeresfachschüler soll lernen, wie ein Betrieb unter vorliegenden landwirtschaftlichen Verhältnissen orga-



"Aufbruch zur Feldarbeit"



"Beim Rübenhacken"

nisiert und geleitet werden muß, um den höchstmöglichen Reinertrag abzuwerfen. Zu dieser praktischen Ausbildung in den landwirtschaftlichen Lehrbetrieben werden die Schüler im 8. Dienstjahre drei Monate und im 12. Dienstjahre neun Monate unter Befreiung vom militärischen Dienst abkommandiert. Um den hohen Anforderungen auf technischem und wirtschaftlichem Gebiet gerecht zu werden, welche in der heutigen Zeit auch an den bauerlichen Betriebsleiter gestellt werden, gehört neben der praktischen eine entsprechende theoretische Vorbildung. Der theoretische landwirtschaftliche Unterricht im Heere fällt in die Zeit vom 9. bis 11. Dienstjahre; er umfaßt eine Gesamtstundenzahl, welche den Winterlehrgängen der bürgerlichen Landwirtschaftsschulen angeglichen ist, und erstreckt sich auf sämtliche landwirtschaftlichen Lehrfächer, die grundlegenden Naturwissenschaften, sowie auf Volkswirtschaftslehre und Rechtskunde. Zweck des landwirtschaftlichen Unterrichts im Heere ist es, in erster Linie tüchtige Bauern und insbesondere Siedler heranzubilden. Dem zum Siedler geeigneten ausscheidenden Soldaten steht zum Erwerb der Siedlung zunächst seine Abfindung in Höhe von 8000 bis 9000 Reichsmark zur Verfügung, ferner

auf seinen Antrag ein Ankaufs- und Einrichtungskredit des Reiches in Höhe bis zu 90 v. H. des Wertes der Siedler-

stelle, der mit $3\frac{5}{8}$ v. H. zu verzinsen und in dünn bevölkerten Gebieten mit $\frac{1}{2}$ v. H., in mäßig bevölkerten Gebieten mit 2 v. H. zu tilgen ist. Vorbedingung für die Gewährung dieser Kredite ist die Ablegung der theoretischen und der praktischen landwirtschaftlichen Prüfungen an der Heeresfachschule für Landwirtschaft, zu der neben den Lehrern dieser Schule auch Vertreter landwirtschaftlicher Behörden und Körperschaften als Prüfungskommissare zugezogen werden. Ferner muß der Siedlungsanwärter den Nachweis liefern, daß seine Frau aus der Landwirtschaft stammt und zur Siedlerin geeignet ist. Schüler der Heeresfachschulen für Landwirtschaft, welche aus irgendwelchen Gründen für Siedlung nicht in Frage kommen, erhalten im letzten Jahre eine Sonderausbildung in Kurz- und Maschinenschrift, Buchführung, Geschäftsverkehr, landwirtschaftlicher Handels- und Warenkunde, Steuer- und Geseßeskunde, die mit einer Prüfung abschließt und sie zur Übernahme einer Stellung in landwirtschaftlichen Körperschaften, Landgemeinden usw. befähigt,



"Die Axt im Haus..."



"Instruktionsstunde"

wo landwirtschaftliche Vorkenntnisse erwünscht sind.

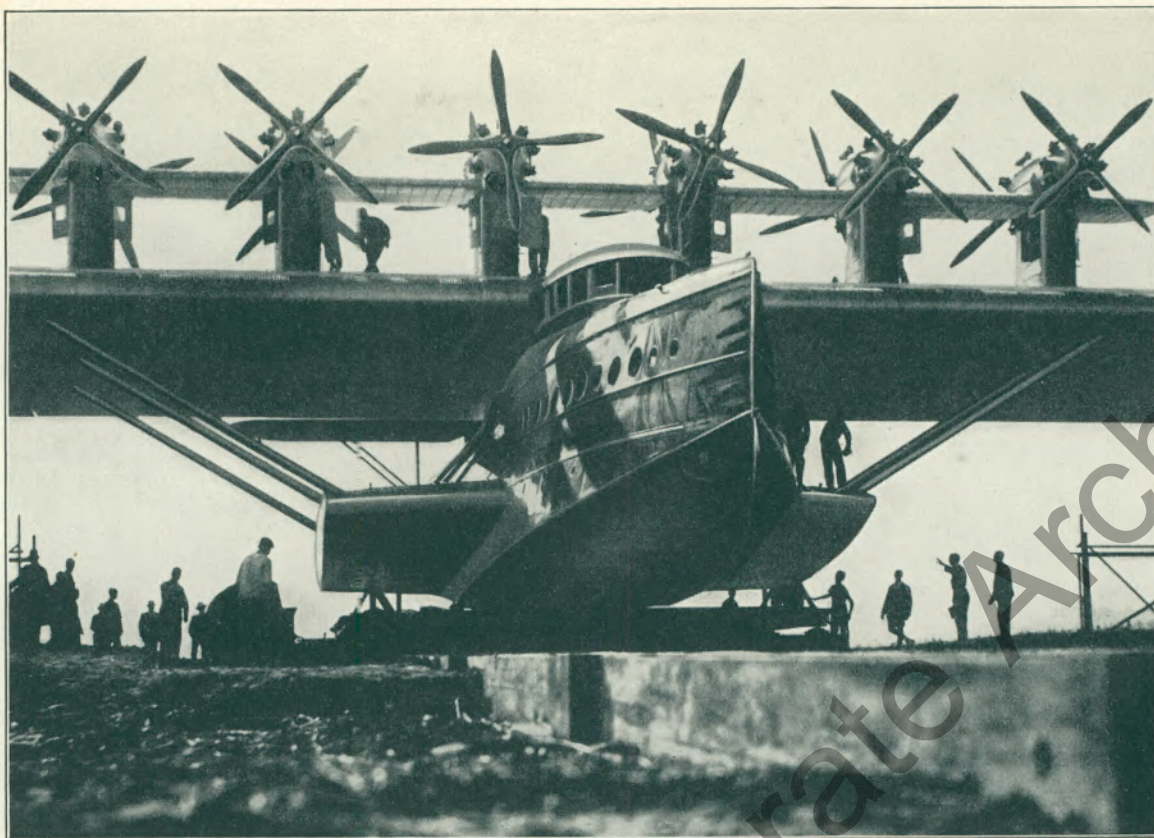
Warum kann der Mensch Arbeitshöchstleistungen nur kurze Zeit durchhalten?

Der Wille gibt dem Menschen die Möglichkeit, zur Durchführung einer besonderen Arbeit oder zur Erzielung einer außergewöhnlichen sportlichen Leistung seine Kräfte zu vervielfachen. Derartige körperliche Höchstleistungen sind jedoch nur kurze Zeit durchführbar, da die sprunghaft gesteigerte Spannkraft nach verhältnismäßig kurzer Dauer ebenso rasch wieder nachläßt. Wie ist dieser Vorgang zu erklären?

Bei starker körperlicher Anstrengung erweitern sich die Blutgefäße der Muskeln. Die Herzpumpe arbeitet schneller und ergiebiger, so daß der Blutumlauf wesentlich rascher als im Ruhezustand erfolgt. Die Atmung wird verstärkt, um einerseits die großen Kohlenstoffmengen auszuscheiden und andererseits den erhöhten Sauerstoffbedarf zu decken. Bei einer mittelschweren Arbeit, wie sie im Berufsleben die Regel bildet, stellt sich ein Gleichgewichtszustand zwischen Sauerstoffversorgung und Kohlenstoffausscheidung her. Bei körperlichen Höchstleistungen bleibt dagegen die Sauerstoffzufuhr hinter dem Sauerstoffbedarf des Organismus zurück. Der Mensch ist daher gewissermaßen befähigt, Sauerstoffschulden einzugehen.

Nach den Forschungsergebnissen der modernen Physiologie kann ein Erwachsener durchschnittlich 15 Liter derartige Schulden machen. Bei angestrenzter Arbeit ist der Mensch in der Lage, in der Minute etwa 4 Liter Sauerstoff aufzunehmen. Führt er diese Tätigkeit 5 Minuten durch, so kann er $5 \times 4 = 20$ Liter Sauerstoff durch Atmung aufnehmen. Da außerdem 15 Liter Sauerstoffschulden erlaubt sind, so stehen für die vorerwähnte Arbeit insgesamt 35 Liter Sauerstoff bzw. 7 Liter in der Minute zur Verfügung. Diese entsprechen rund 33 Kalorien. Da eine schwere Arbeit einem Wirkungsgrad von schätzungsweise 16 % gleichkommt, so vollbringt der betreffende Mensch in der Minute eine Arbeitsleistung von 2263,1 mkg und in der Sekunde von 37,7 mkg, was einer halben Pferdestärke entspricht. Je kürzer die für die Ausführung der Höchstleistung erforderliche Zeit ist, um so größer ist natürlich der verfügbare Sauerstoffvorrat. Arbeitet beispielsweise der vorerwähnte Mann nur 2 Minuten, so nimmt er $2 \times 4 = 8$ Liter Sauerstoff auf; addiert man hierzu die 15 Liter Reservesauerstoff, so stehen ihm 11 Liter Sauerstoff pro Minute zur Verfügung, und seine Leistung berechnet sich auf 0,8 Pferdestärken.

Dr. R. G.



Motorenanlage und Rumpf des Flugschiffes „Do X“

Höchstgeschwindigkeit: 240 km, Motorenstärke: insgesamt 6300 PS.

Flugzeug oder Luftschiff?

Von Dr. Orlovius, Berlin.

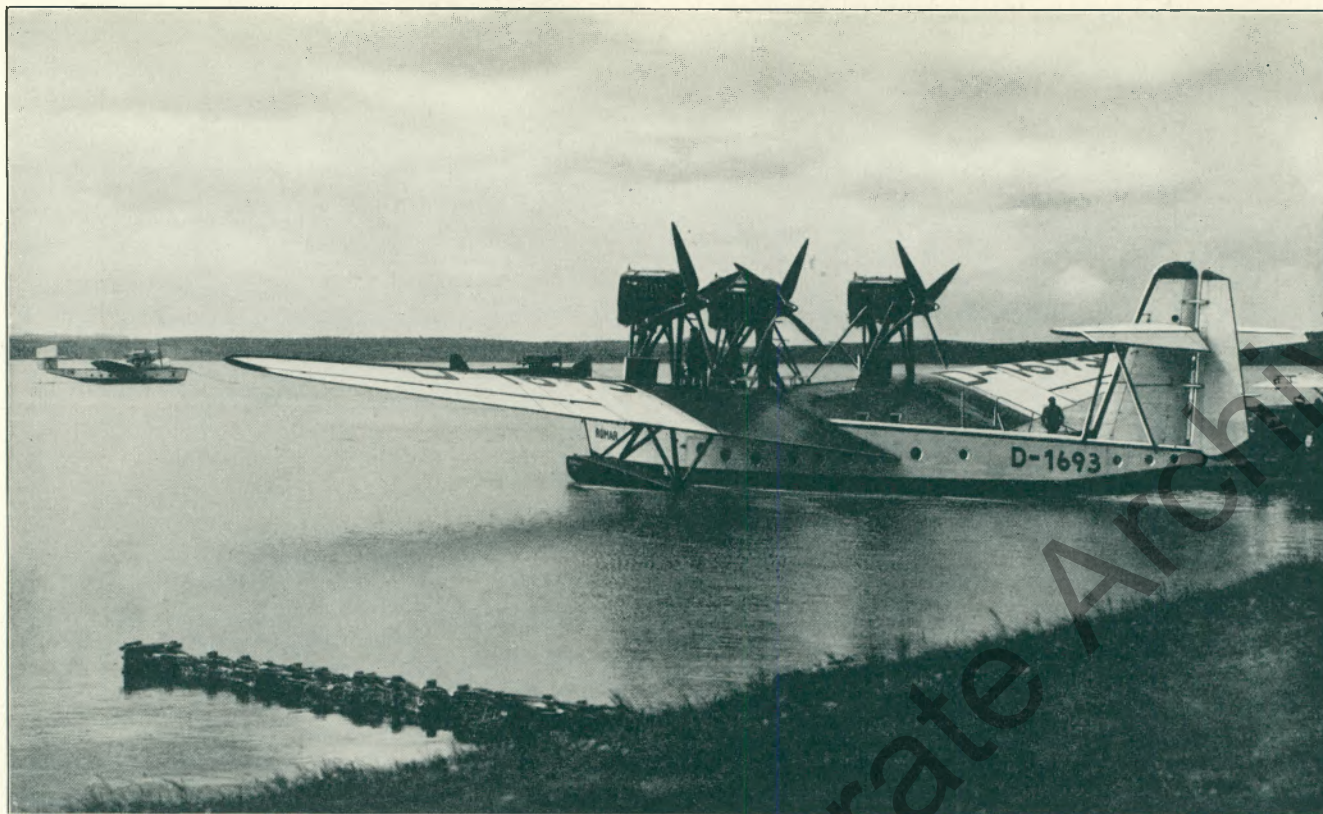
Die Augen der Welt sind in den letzten Tagen und Wochen in vielfacher Hinsicht auf die Leistungen der deutschen Luftfahrt hingelenkt worden. Auf dem Gebiete des Sportflugwesens bewies der Sieg von Moresitz mit einer Maschine der Bayerischen Flugzeugwerke im Europa-Rundflug, daß die deutsche Industrie trotz der heute noch bestehenden Fesselung der Sportfliegerei durch das Versailles Diktat sehr wohl in der Lage ist, den Wettbewerb mit dem Ausland auch in dem Bau kleiner, für den Sports- und Privatmann geeigneter Typen aufzunehmen und sogar erfolgreich zu bestehen. Im Luftverkehr zeigten die Langstreckenflüge über der Nord- und Ostsee der Rohrbach-„Komar“-Flugboote, mit denen die Deutsche Luft-Hansa im nächsten Jahre den Großluftweg nach Südamerika betreiben will, daß dieser Plan zweifellos verwirklicht werden kann und Deutschland damit den ersten regelmäßigen transatlantischen Luftverkehr organisieren wird. Friedrichshafen mit dem „Do X“, dem Meisterwerk Dr. Dorniers, wird zum Wallfahrtsort aller in- und besonders ausländischen Luftfahrtinteressenten, und man hört nur bewundernde Urteile über dies Großflugboot, dessen Dimensionen alles bisher Dagewesene um das Dreifache übertreffen. Und der „Graf Zeppelin“ wird durch seine großen und bisher unerreichten Erfolge zum besten Boten des deutschen Volkes in fremden Ländern und Erdteilen. Man muß wohl einer bekannten amerikanischen Zeitschrift recht geben, die einen ihrer letzten Artikel in Fettdruck überschrieb: „Germany leads in the air!“ — „Deutschland führt in der Luft!“

Die deutsche Luftfahrtinitiative wurde durch die von der Entente auferlegten Bestimmungen, durch das Verbot der Militärfliegerei und die bereits erwähnte Knebelung des Sportflugwesens, zwangsläufig auf die friedliche Handelsluftfahrt konzentriert. Darum ist es verständlich, wenn man in Deutschland jede fliegerische Leistung unter dem Gesichtspunkt ihrer Auswertbarkeit für Verkehrszwecke betrachtet. Beide Kategorien lenkbarer Luftfahrzeuge, schwerer und leichter als die Luft, Flugzeuge und Luftschiffe, haben ihre Eignung für einen planmäßigen Luftverkehr bewiesen, und es entsteht nun begreiflicherweise die Frage, wem die größeren Zukunftsaussichten zuzubilligen sind.

Um hierauf eine Antwort erteilen zu können, dürfte es zweckmäßig sein, einmal in tabellarischer Form einige Ziffern für Leistungen und Ausmaße einander gegenüberzustellen. In Deutschland ist der „Graf Zeppelin“ zur Zeit bekanntlich das einzige vorhandene Großluftschiff, ein neues soll demnächst gebaut werden; in England liegen seit langer Zeit die „R 100“ und „R 101“ auf der Werft.

	Graf Zeppelin	Neuer Zeppelin	R 100	R 101
Gasinhalt in cbm	105 000	150 000	141 600	141 600
Gesamtpferdestärke der Motoren . . .	2 650	4 240	4 200	3 200
Höchstgeschwindigkeit	128	132	132	112
Reisegeschwindigkeit in Stunden/km . .	117	120	120	101

413



Das Rohrbach-„Romar“-Flugboot der Deutschen Luft-Hansa.

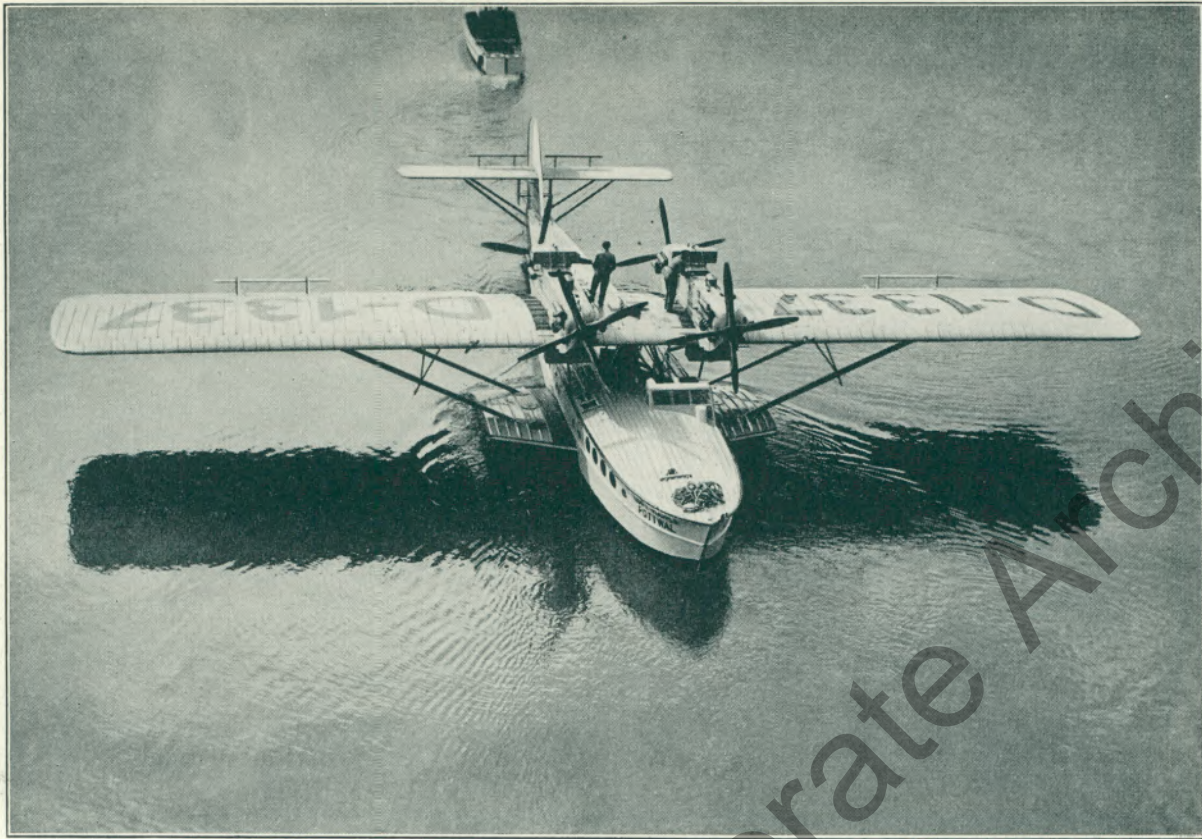
Höchstgeschwindigkeit: 200 km, Motorenstärke: 1650 PS.

Es zeigt sich demnach als wichtigster Punkt, daß auch die Luftschiffe der nächsten Zukunft, deren Antriebskraft und Rauminhalt erheblich verstärkt und vergrößert ist, nicht über eine Reisegeschwindigkeit von 120 Stundenkilometer hinauskommen werden. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß den angegebenen Zahlen z. B. über dem Nordatlantik Windstärken gegenüberstehen, welche die Eigenbewegung der Luftschiffe auf ein Mindestmaß herabdrücken können. Der Ausgleich, der eine entsprechende Geschwindigkeitserhöhung in der West-Ost-Richtung bringt, fällt verkehrsmäßig nicht ins Gewicht, denn Eckeners Bestreben, die durch die Erddrehung vorherrschend erzeugte West-Ost-Luftströmung seinem Weltflug dienstbar zu machen, kann im regelmäßigen Verkehr nicht nachgeahmt werden. Den 120 Luftschiffkilometern (auf der Fahrt nach Tokio waren es trotz günstiger Windverhältnisse nur 110 km bei 11 020 km Friedrichshafen—Tokio in 100 Stunden) entsprechen nun bei den heutigen Großflugzeugen, wie z. B. der Rohrbach „Romar“, dem Dornier „Do X“ und der Junkers „J 30“, Stundengeschwindigkeiten im Reiseflug von 180 bis 200 km. Während aber bei dem Luftschiff die Entwicklung der Geschwindigkeit so gut wie abgeschlossen erscheint, eröffnet sich für das Flugzeug die größten Perspektiven. Bei den Vorbereitungen für das Rennen um den Schneiderpokal hat das englische Flugzeug „Goldener Pfeil“ einen Rekord von 563,15 Stundenkilometer erzielt! Es liegt also im Bereich allernächster Wirklichkeit, daß Flugzeuge eine Reisegeschwindigkeit von 250 km erreichen, also doppelt so schnell als Luftschiffe sind.

Andererseits hat das Luftschiff Vorzüge, die das Flugzeug auszugleichen zunächst nicht imstande sein wird. Und zwar: überragender Aktionsradius, Unabhängigkeit von einer Streckenorganisation und erhöhte Bequemlichkeit für Passagiere. Bei dem Luftverkehr mit Flugzeugen kann es sich natürlich nicht darum handeln, „fliegende Benzintanks“, d. h.

Maschinen nur mit Betriebsstoff ohne Nutzlast auf den Weg zu schicken. Den diesbezüglichen Rekord halten die Italiener Ferrarin und del Prete mit ihrem Flug von Rom nach Natal (Südamerika) mit etwa 7200 km. Vielmehr gilt es im Rahmen einer wirtschaftlichen Erfordernissen dienenden Handelsluftfahrt, über einen möglichst großen Luftreiseweg eine genügende zahlende Last, die beim Flugzeug naturgemäß kleiner ist als beim Luftschiff, zu transportieren. Hier hält zur Zeit wohl das Rohrbach-„Romar“-Flugboot der Deutschen Luft-Hansa mit einem Aktionsradius von bis zu 4000 km die Spitze, während der „Graf Zeppelin“ die rund dreifache Strecke überbrücken kann. Des weiteren kann das Luftschiff, wie der jüngste Tokioflug bewiesen hat, Tag und Nacht ununterbrochen fahren, ohne daß auf der Flugroute besonders für den Nachtflug eine entsprechende Bodenorganisation und Befeuerung vonnöten ist. Demgegenüber braucht der Kapitän eines Flugzeuges verschiedenartige Leuchtfeuer in etwa 30 km Abstand, um sich des rechten Weges stets bewußt zu sein und bleiben. Schließlich wird das Flugzeug vorläufig den Passagieren nicht dieselbe Bequemlichkeit und Bewegungsmöglichkeit bieten wie heute schon das Luftschiff, das nicht wie das Flugzeug seinen Betriebsstoff selbst tragen muß, sondern für diesen Zweck das Gas hat und demnach größere Aufenthaltsträume den Fluggästen zur Verfügung stellen kann. So sind Vor- und Nachteile bei beiden Luftfahrzeugarten vorhanden.

Der Verkehrspolitik muß hieraus seine Schlüsse ziehen. Das Luftschiff mit seinem großen Aktionsradius dürfte dazu berufen sein, diejenigen Fernlinien zu übernehmen, die das Flugzeug aus technischen Gründen noch nicht überbrücken kann. Hierbei wird man wohl in erster Linie an Transozeanstrecken zu denken haben. Es kann aber auch eine Teilung des Aufgabenkreises in Frage kommen, wie z. B. auf der heute besonders aktuellen Fernoststrecke. Wer als Fluggast auf eine



Der Dornier-Superwal

Höchstgeschwindigkeit: 210 km, Motorenstärke: insgesamt 1800 PS.

gewisse Räumlichkeit Wert legt, wird mit dem Luftschiff fahren und bei einer Reisezeit von 4 bis 5 Tagen immer noch gegenüber dem 17 Tage von Berlin nach Wladiwostok laufenden Sibirien-Express rund zwei Wochen sparen. Die Post jedoch und später der Passagier werden mit dem Flugzeug nur im ersten Entwicklungsstadium $4\frac{1}{2}$ bis 5 Tage für denselben Weg benötigen — das beweisende Experimentationsflüge der Luft-Hansa 1926/27 —. Nach Zwischenschaltung von Nachtflugetappen, deren Ausbau ein Jahr beanspruchen würde, kann die Flugzeit auf 3 bis $3\frac{1}{2}$ Tage reduziert werden; und ist erst die ganze Strecke entsprechend befahrt, dann werden Flugzeuge unter Zugrundelegung der gegenwärtigen

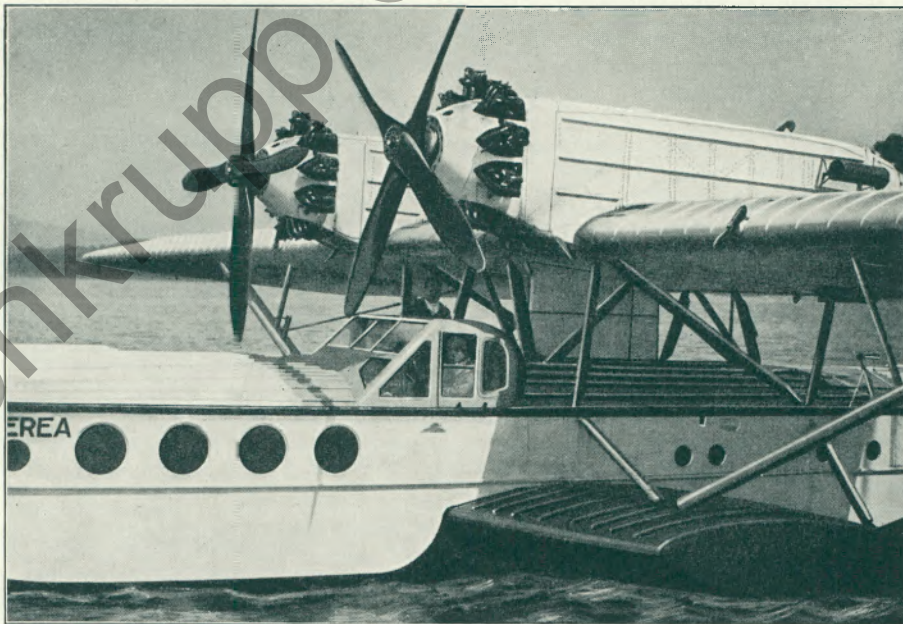
Durchschnittsgeschwindigkeit von nur 180 km in der Stunde — eine weitere 50%ige Steigerung ist, wie wir sahen, durchaus schon in nächster Zeit möglich — in 2 bis $2\frac{1}{2}$ Tagen vom Atlantischen zum

Pazifischen Ozean fliegen und den „fernen Osten“ zum „nahen“ machen.

Luftschiff und Flugzeug sind also keine Konkurrenten! Daher darf die Fragestellung: Flugzeug oder Luftschiff? un-

bedenklich mit der Feststellung: Flugzeug und Luftschiff! beantwortet werden. In gemeinsamer, sich gegenseitig ergänzender Arbeit werden beide die Menschheit zu einer neuen Epoche des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens führen. Mit dem Weitblick des Genies hat bereits Graf Zeppelin diese Entwicklung vorausgesehen. Einer seiner ältesten Mitarbeiter ist Dr. Claude Dornier, der Leiter der Dornier-Metall-

bauten, die heute noch zum Zeppelin-Konzern gehören, und auf deren Werk



Motorenanlage und Führerkabine des Superwal.

jüngst das Riesenslugboot „Do X“ fertiggestellt wurde. Man kann auch jetzt, nach Jahrzehnten, nichts Besseres tun, als sich der Meinung des genialen Grafen anzuschließen.

Die Ausnutzung vulkanischer Energie.

Von Hans Fleschner.

Zu allen Zeiten ist schon der Gedanke aufgetaucht, die Wärme des Erdinnern als Energiequelle auszunutzen. Man gedachte die Erdkruste zu durchbohren, um Versuche anstellen zu können. Aber es ist bei diesen theoretischen Erörterungen geblieben, denn die Technik ist noch nicht so weit vorgeschritten, um Tiefbohrungen von 15 bis 20 km Tiefe anstellen zu können. Dennoch ist es an anderer Stelle möglich, die im Erdinnern befindliche Energie menschlichen Zwecken dienstbar zu machen, und es bestehen heute mehrere Anlagen, die beweisen, daß noch unerschlossene Möglichkeiten vorhanden sind. In vulkanischen Gegenden, wo Dämpfe an die Oberfläche treten, ist es verschiedentlich versucht worden, sie zur Krafterzeugung nutzbar zu machen. Eine dieser Anlagen ist die in Larderello, Toskana, die von Elpidio Paparella errichtet wurde. Es wurden dort verschiedene Bohrungen von 150 m Tiefe durchgeführt. Die Bohrlöcher liegen dicht nebeneinander, und aus ihnen entströmt der Dampf, der für eine Krafterzeugung von 3000 Pferdestärken und mehr ausreicht. Der ausströmende Naturdampf oder vulkanische Dampf kann nicht nur in unmittelbarer Nähe der Vulkane gewonnen werden, sondern auch in der weiteren Umgebung, und zwar in einem Komplex von mehreren hundert Quadratkilometern, hier in der Nähe von Florenz einschließlich der Täler von Cecina und Cornia. Mit tieferen Bohrungen werden günstigere Resultate, ein größerer Dampfdruck und höhere Dampftemperaturen, erzielt. Da in Larderello bei der vulkanischen Arbeit unterirdisch Wasser mit mineralischen Bestandteilen verdampft wird, hat der Dampf zahlreiche Beimengungen, die ihn zur direkten Verwendung in Kesseln und Turbinen ungeeignet machen. Insbesondere enthält der Dampf Chlornasserstoff, der zerlegend auf Metalle wirkt, und daher wird er nur indirekt verwertet, also zur Erhitzung des eigentlichen Kesselspeisewassers. Im allgemeinen ist die Anlage geothermischer Kraftwerke nicht mit allzu hohen Kapitalkosten verknüpft, weshalb für die Zukunft noch reiche Hoffnungen bestehen. Ein Teil der Stadt Florenz wird aus diesen Kraftquellen mit Elektrizität versorgt.

Dieses ist nicht die einzige solcher Kraftquellen. Neuerlich hat man die natürlichen Dampfquellen von Devils Gulch, Geysers Canyon, in Nordwestkalifornien zur Krafterzeugung benutzt. Die Verhältnisse liegen dort etwas anders als in Italien. Es sind Geiser vorhanden, deren Hervorbrechen theoretisch folgendermaßen erklärt wird: Der Dampf stammt aus einer großen unterirdischen Höhle, die eine Schicht von porösem Gelsen besitzt, unter der sich heiße Lavamassen befinden. Wasser aus Seen, die sich in der Nähe befinden, sickert nach unten, durchdringt den porösen Gelsen und wird in Dampf verwandelt, der sich an der Decke der Höhlung ansammelt und durch Risse und Spalten der Erdoberfläche zu entweicht. Durch Schaffung der natürlichen Abzugskanäle ist es erklärlich, warum nie eine Explosion im Erdinnern entsteht, die die Wandungen und Decken der Höhlen zerstören würde. Dieses Geiserland erstreckt sich über eine Strecke von 15 km vulkanischen Gebirges. Streckenweise scheint das

Gelände zu dampfen. Die Indianer, die vordem das Gebiet bevölkerten, benutzten es als Apotheke und Heilstätte. Auch die weißen Ansiedler folgten ihrem Beispiel und gründeten Bäder und Kuranstalten, um Mineralwässer und heiße Sprudel auszunutzen. Es entstanden Niederlassungen, und man versuchte auch hier die technische Ausnutzung der vulkanischen Wärme. Die General Electric Company in Schenectady stellte im vergangenen Jahre Untersuchungen über die Qualität des Dampfes an, und es stellte sich heraus, daß der Dampf eine Reinheit von 99 % besitzt, mit einem gleichmäßigen Druck und einer Temperatur von 170 Grad Celsius ausströmt. Es konnten 1500 Kilowatt entwickelt werden bei einem Kostenaufwand von 75 Dollar pro Kilowatt, während eine dampfelektrische oder hydroelektrische Anlage etwa das Doppelte bis Dreifache dieses Betrages zum Ausbau erheischt. Die erzeugte Kraft sollte zur Belieferung einer kleinen Stadt von 2000 Einwohnern in der Nähe dienen. Nun ging man zur Ausführung; es erwies sich aber, daß gewisse Schwierigkeiten sich dem entgegenstellten. Bei dem ersten Bohrversuch wurde, als eine Tiefe von 42 m erreicht war, der Druck so groß, daß eine Explosion entstand, die die Bohrinstrumente ruinierte und das Bohrloch verschüttete, wobei die Einfassung demoliert wurde. Beim zweiten Versuch an einer anderen Stelle verwendete man Eisenrohre zur Einfassung, doch gab es bei 25 m Tiefe wieder eine Explosion. Schmutz, Wasser und Gelsen wurden unter einem gewaltigen Dampfausbruch über 60 m hoch in die Luft geworfen; doch das Eisenrohr blieb unbeschädigt, und das Bohren konnte seinen Fortgang nehmen, bis bei einer Tiefe von etwas über 60 m eine gleichmäßige Entnahme von Dampf erfolgen konnte. Ein 5-Zoll-Dampfventil wurde an der Mündung angebracht. Fünfzehn Meter weiter wurde eine weitere Bohrung gemacht, wobei die aus der ersten Anlage gewonnene Kraft zum Bedienen der Bohrmaschine verwendet wurde. Bei einer Tiefe von 100 m hatte man auch hier eine genügende Dampfausbeute erreicht, und das Merkwürdige war, daß der Dampfdruck der ersten Bohrung, obgleich in unmittelbarer Nähe gelegen, keine Abnahme erfuhr. Mit einer 35-Kilowatt-Turbogeneratoren-Anlage wurde die Umgebung beleuchtet, die Bohranlage betrieben, und trotz dieser großen Belastung trat keine Minderung der Leistungsfähigkeit ein. Freilich ist der geringe Prozentsatz an Gasen, die dem Dampf beigemischt sind, den Turbinen noch immer schädlich, doch ist der Dampf von Devils Gulch direkt zu verwenden, während der Dampf in Larderello nur indirekt verwendet werden kann bzw. einer Zwischenbehandlung bedarf. Diese Unternehmungen bedeuten nur den Anfang der Bestrebungen, die Erdwärme oder die vulkanische Wärme unmittelbar dienstbar zu machen. Es ist anzunehmen, daß noch große unterirdische Kesselhäuser bestehen, deren gebundene Kräfte durch Zufall oder geologische Untersuchung entdeckt werden können. In Amerika beispielsweise bestehen noch weite Strecken mit vulkanischer Tätigkeit, obwohl die Verhältnisse nicht stets so günstig liegen werden wie in Devils Gulch.



Natürliche Dampfquellen, ein Schatz der Erde.

Hochdruckdampf bis zu 10 Atm. Druck wird in 170 m tiefen Bohrlöchern an der Geiserquelle bei Healsburg in Kalifornien gewonnen.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Farbenphotographie.

Von Dipl.-Ing. Rudolf Seiden.

Die Farbenphotographie ist älter als die gewöhnliche Schwarz-Weiß-Photographie. Die ersten Beobachtungen über die Möglichkeit der unterschiedlichen Beeinflussung eines Körpers durch die verschiedenen Farben der Sonnenstrahlen — und darauf beruht ja letzten Endes die Farbenphotographie — machte Seebeck im Jahre 1810 mit Hilfe eines besonders vorbehandelten Silberchlorids. Seither wurde unendlich viel Arbeit aufgewendet, um farbige, also naturgetreue Lichtbilder erhalten zu können — doch kann auch heute von einer reiflosen Lösung der Aufgabe noch nicht gesprochen werden.

Schon 1835 versuchte Daguerre Farbenphotographien herzustellen; darüber berichtete Arago einige Jahre später in der Akademie der Wissenschaften zu Paris mit folgenden Worten: „Daguerre hat ein Pulver entdeckt, das einen rötlichen Schein ausstrahlt, wenn es vorher mit rotem Licht bestrahlt worden ist; ferner entdeckte er ein anderes Pulver, dem blaues Licht eine blaue Phosphoreszenz verleiht, und schließlich ein drittes Pulver, das nach Einwirkung von grünem Licht grünlich leuchtet. Durch mechanisches Mischen dieser Pulversorten erhielt Daguerre ein einheitliches Gemenge, das durch rotes Licht rot, durch grünes grün und durch blaues Licht blau wird. Vielleicht“ — schloß Arago vorausahnend seinen Vortrag — „vielleicht kann auf diesem Wege durch Zugabe verschiedener Farze ein Lack erhalten werden, der unter dem Einfluß von Strahlen nicht bloß durch Phosphoreszenz, sondern auch auf photographischem Wege Farben festhält.“

Schon im Jahre 1848 konnte die erste Farbenphotographie hergestellt werden; sie stammte von Becquerel, der den Seebeckschen Versuch durch elektrolytische Erzeugung von Silberchlorid auf polierten Silberplatten verbessert hatte. Leider waren seine Farbenphotographien unbeständig, und auch die Vervollkommnungsbemühungen der Franzosen Niepce de Saint-Victor, Poitevin und Saint-Giorent waren nicht von bleibendem Erfolg.

Andere Wege ging Lippmann, der 1891 ein auf der Interferenz beruhendes Verfahren ausarbeitete, das sich zwar in der Praxis nicht durchsetzen konnte, dafür aber zu einem der wertvollsten und wunderbarsten wissenschaftlichen Beweise für die Theorie der Wellennatur des Lichtes wurde. Die Lippmannsche Photoplatte enthält in der Kollodiumschicht fein verteiltes Silberfals, sie schwimmt während der Belichtung in Quecksilber. Das Licht zerfällt nur in seinen „Schwingungsbäuchen“ das Silberfals und bildet so seine Silberplättchen, die die Schicht lichtundurchlässig machen, während an den übrigen, unzerlegten Stellen die Strahlen durch die Platte gelassen werden.

Heute wird allgemein das Dreifarbenverfahren angewendet, das schon im Jahre 1869 von Eros und, unabhängig von ihm, von Ducous du Hauron erfunden worden war. Beide wußten bereits, daß man jede Farbe aus den drei Grundfarben Rot, Gelb und Blau herstellen kann; bekanntlich ist Gelb und Blau = Grün, Gelb und Rot = Orange, Rot und Blau = Violett usw. Eros und Ducous benutzten zur Herstellung ihrer Farbenphotographien je drei Platten und machten, jedesmal ein andersfarbiges Lichtfilter vor sie stellend, drei verschiedene Aufnahmen ein und desselben Gegenstandes, um ihn auf diese Weise in seinen drei Grundfarben festzuhalten. Das rote Bild wird mit Hilfe eines grünen Filters erhalten, das Blaue durch ein orangefarbiges, das gelbe Bild durch ein violettes Filter. Wir erkennen sofort, daß die Filter lediglich die Strahlen ihrer Komplementärfarbe zurückhalten — Komplementärfarben sind solche, die sich auf Weiß ergänzen —, während alle übrigen Strahlen unbehindert aus dem Filter wieder austreten können. Diese andersfarbigen, also nicht absorbierenden Strahlen treffen hinter dem Filter auf die Photoplatte und belichten sie. Durch Behandlung der Platten im sogenannten Umkehrbad werden die erwähnten komplementären Grundfarben erhalten, und durch Vereinigung dieses roten, gelben und blauen Teilbildes entsteht endlich ein einziges, naturgetreues Farbenbild. Die Schwierigkeiten dieses langwierigen Arbeitsganges waren seinen Erfindern nicht unbekannt, und sie bemühten sich lange Zeit, einen Weg zu finden, der es ermöglicht, ihr dreigeteiltes Verfahren vereinfacht mit einer einzigen Platte auszuführen. Aber erst um die Wende des Jahrhunderts gelang es Joly, auf diesem Wege ein halbwegs brauchbares Farbenbild zu erhalten. Einen vollen Erfolg erzielten aber erst die Brüder Lumière durch Schaffung der noch heute verwendeten Autochromplatten.

Wie werden unsere Autochromplatten hergestellt?

Als einer der wichtigsten Ausgangsstoffe für die Erzeugung von Farbenplatten ist die — Kartoffelstärke anzusehen. Sie mißt 10–100 μ (1 μ = 0,001 mm). Nur die aller kleinsten Körnchen, die kaum 2–3 % der Handelsware ausmachen und aus ihr durch besondere Siebapparate herausgebracht werden können, sind für die Fabrikation brauchbar. Ein Teil von ihnen wird gelb, ein anderer rot und ein dritter blau gefärbt; dann werden die Stärkekörnchen sorgfältig gemischt; das nunmehr einfarbig aussehende Pulver wird gleichmäßig auf die mit einer Klebmasse bestrichene Glasplatte gestreut. Unbedeckt gebliebene kleinste Zwischenräume erhalten einen feinen Kohlenstaubbelag, worauf mit besonderen

Walzen die aufgetragene Schicht glattgedrückt wird. Eine Photoplatte in der Größe 9 × 12 cm trägt etwa 60 Millionen gefärbter Stärkekörnchen, die freilich so gleichmäßig verteilt und klein sind, daß die Platte, da der Raster aus den sich zu Weiß ergänzenden Farben Rot, Gelb und Blau gebildet wird, völlig farblos erscheint.

Der ein rotes Rasterkörnchen treffende rote Lichtstrahl wird nun unbehindert auf das darunter befindliche Silberbromid (AgBr) fallen und dieses belichten; die blauen und gelben Stärkekörnchen werden ihn verschlucken, so daß unter ihnen befindliches Silberbromid unbelichtet bleibt. Die gleichen Überlegungen gelten für die blauen und gelben Lichtstrahlen, doch wollen wir auf sie zur Vereinfachung unserer Darstellung keine Rücksicht nehmen. Durch die nunmehr folgende Entwicklung wird nur jenes Bromsilberteilchen, das belichtet wurde (wenn wir das erwähnte rote Stärkekörnchen, das vom roten Lichtstrahl getroffen wurde, im Auge behalten, ist dies eben das unter ihm befindliche mikroskopisch kleine Fleckchen), zu schwarzem Silber reduziert; das unter dem blauen und gelben Rasterkörnchen befindliche Bromsilber wird, da es unbelichtet blieb, durch die Entwicklung nicht verändert. Wenn jetzt die Platte in das Umkehrbad gelangt, welches nur Silber, nicht aber Bromsilber auflöst, so wird unter dem roten Stärkekörnchen ein leerer Fleck entstehen. Bevor jetzt die Platte in den zuerst verwendeten Entwickler neuerlich eingelegt wird, muß sie einige Minuten dem Tageslichte ausgesetzt werden; dadurch erfolgt eine Belichtung der bis dahin unbelichtet gebliebenen Plattenteile, die bei der erwähnten zweiten oder Positiventwicklung durch Reduktion dieses Silberbromids auch zu undurchsichtigem Silber geschwärzt wird.

Wenn auf diese Weise alle roten und gelben Körnchen „verdeckt“ würden, so daß nur die blauen unverändert blieben, würde die Platte naturgemäß blau erscheinen. Wenn aber nur Körnchen einer bestimmten Farbe, z. B. die roten, zur Verdeckung kommen, erhält man ein Bild in der Mischfarbe der unveränderten gelben und blauen Stärken.

Wie bereits erwähnt, gilt diese Überlegung für alle gefärbten Stärkekörnchen. Bedenkt man nun noch den Fall, daß sie alle unvollständig, also nur teilweise verdeckt werden, dann wird es verständlich, wieso man auf den Autochromplatten jede erdenkliche Mischfarbe erzielt.

Die Farbenphotographie ist heute fast ebenso einfach auszuführen wie die gewöhnliche Schwarz-Weiß-Photographie. Sie stellt sich auch nicht viel teurer als diese. Man kann leicht schönste Erfolge und völlig naturgetreue Bilder von künstlerischem Werte erhalten. Wenn trotzdem die Zahl der Lichtbildner, die sich in dieser Richtung betätigen, verhältnismäßig sehr klein ist, so dürfte dies zweierlei Ursachen haben: zunächst die Scheu vor dem „Unbekannten“ — obwohl gar keine Geheimnisse und Schwierigkeiten dahinterstecken — und dann der Umstand, daß man das Positiv unmittelbar auf der Glasplatte erhält; Vervielfältigungen können nur durch Autochromplatten hergestellt werden; durch neuerliche Aufnahme des Positivs oder durch den Kontaktprozeß. Beides erfordert Erfahrung und Geduld.

Abschließend sei noch erwähnt, daß vor kurzem eine bemerkenswerte Nachricht durch viele Zeitschriften und Fachblätter ging, die von einem bedeutenden Fortschritt auf dem Gebiete der Farbenphotographie berichtet. Alle jene, die einen tieferen Einblick in diese Verhältnisse haben, wissen, daß derartige Meldungen alljährlich in größerer Zahl auftauchen, alsbald aber wieder in Vergessenheit geraten. Wohl hat die Farbenphotographie in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht, doch bezogen sich diese immer nur auf Kleinigkeiten und Einzelheiten, und eben daraus mag man erkennen, wie schwierig dem Problem wissenschaftlich und technisch beizukommen ist. Eine wirklich umwälzende Neuerung konnte auf diesem Gebiete seit Menschengedenken nicht gefunden werden, obwohl viele und sehr befähigte Männer der Wissenschaft nach ihr suchten. Dr. Loudine*, ein Russe, der schon vor zwanzig Jahren in Deutschland erfolgreiche Experimente über die Farbenphotographie ausführte, hat kürzlich in Berlin im Kreise geladener Fachleute Mitteilungen über die Ergebnisse seiner unermüdlichen Arbeit gemacht. Das ausgewählte Auditorium und auch die Tatsache, daß sich einige bedeutende Unternehmungen zusammengeschlossen haben, um gemeinsam mit dem Erfinder die Überprüfung und die Auswertung seines Verfahrens zu ermöglichen, sind ein Beweis dafür, daß die besagte Meldung ernst zu nehmen ist. Näheres über sie zu erfahren, ist derzeit nicht möglich — und das dürfte jedem begreiflich sein. So müssen wir uns denn vorläufig damit bescheiden, die uns bekanntgegebenen Behauptungen zur Kenntnis zu nehmen und — weiter abzuwarten. Dr. Loudine gibt uns die Hoffnung, die vollendetsten, naturgetreuen Farbenbilder auf eine so einfache und billige Art herzustellen — unter Anwendung eines radioaktiven Stoffes in der Emulsion der Platten —, daß bestimmt jeder Schwarzweißkünstler gern ein — Farbenkünstler werden wird! Wann sie aber farbige Bilder auf Papier mühelos und in beliebiger Anzahl werden kopieren können, kann heute noch nicht gesagt werden. In dieser Hinsicht ist noch viel Arbeit zu leisten.

* Siehe Reclams Universalum, Heft 3, vom 18. Oktober 1928.



Was können Volks- und Mittelschülerinnen werden?

Von Studiendirektorin Dr. Beate Bartels, Hannover*.

Das Berechtigungswesen, das den Zugang zu fast allen höheren und einer großen Zahl von mittleren Berufen vom Nachweis einer höheren Schulbildung abhängig macht, greift immer mehr auch in die Berufsausbildung der Mädchen über. Dadurch ist sehr vielen praktisch begabten jungen Mädchen der Eintritt in einen ihrer Veranlagung entsprechenden Beruf erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Und die so häufig gehörte Klage, daß man ohne höhere Schulbildung eigentlich nichts mehr werden könne, entbehrt nicht einer gewissen Berechtigung. Denn die Zahl der gehobenen Berufe, die Volks- und Mittelschülerinnen offenstehen, ist tatsächlich nicht sehr groß. Andererseits aber gibt es gerade unter diesen Berufen auch solche mit Aufstiegsmöglichkeiten, die außerdem noch den Vorzug haben, nicht überfüllt zu sein. Ein moderner Frauenberuf, für den die Vorschrift einer bestimmten Schulbildung noch nicht besteht, ist der Beruf der *Gymnastiklehrerin*. Die Ausbildung unterliegt den Bestimmungen des Gymnastikbundes, soweit die einzelnen Gymnastikschulen ihm angeschlossen sind. Der Bund schreibt bis jetzt noch eine Ausbildungszeit von zwei Jahren (20 Arbeitsmonaten) vor. Die Gymnastiklehrerin kann in Landschulheimen, Sanatorien, Kindergärten usw. Anstellung finden, wenn sie den Beruf nicht frei ausüben will. In diesem Falle spielen natürlich die Frage der persönlichen Eignung und die Wahl des Niederlassungsortes eine sehr wesentliche Rolle. Von den kaufmännischen Berufen kommt vor allem die Tätigkeit der Verkäuferin in Frage, die bei Eignung Auf-

stiegsmöglichkeiten bietet. Intelligente Mädchen mit guten Umgangsformen, Anpassungsfähigkeit und gründlichen Branchekenntnissen können zur Abteilungsleiterin, Aufseherin und Einkäuferin aufsteigen. Die Bürotätigkeit setzt — wenigstens für die gehobeneren Stellen — höhere Schulbildung voraus.

Der Beruf der Apothekenhelferin ist auch jungen Mädchen mit Volksschulbildung zugänglich, wenn es ihnen gelingt, als Anfängerin in einer Apotheke unterzukommen. Gesellschaftliche oder sonstige Bestimmungen gibt es für diesen Beruf bis jetzt noch nicht. Kenntnisse in Kurrent- und Schreibmaschine, einige Sprachkenntnisse, zum mindesten aber eine gewisse Sprachbegabung sind von Nutzen. Die Tätigkeit der Apothekenhelferin deckt sich teilweise mit der der Verkäuferin, soweit der Verkauf von Verbandstoffen und frei verkäuflichen Arzneimitteln in Frage kommt. Dazu kommen technische Handreichungen und die Verwaltung des Lagers der abgabefertig verpackten Arzneimittel. Nach gut ausgebildeten und in der Praxis bewährten Helferinnen besteht Nachfrage, während es für Anfängerinnen nicht leicht ist, Stellung zu finden. Auch das Handwerk bietet mancherlei Aussichten. Die wirklich fachmännisch ausgebildete Schneiderin kann sich trotz



E. P. H.

Verecs, Budapest.

Die große Schwester.

der ständig wachsenden Konkurrenz der Konfektion noch immer eine auskömmliche Existenz schaffen. Wer den Beruf nicht selbständig ausüben will, findet in den großen Konfektionshäusern Stellung und kann zu leitenden Posten aufsteigen. Als aussichtsreich ist auch der Beruf der Friseurin zu bezeichnen, die nach dreijähriger Lehrzeit und dreijähriger Gehilfenzeit die Meisterprüfung vor der Handwerkskammer

* Vgl. auch den Aufsatz: „Was kann ich ohne Abitur werden?“ von der gleichen Verfasserin im Februarheft 1929.

ablegen kann. Allerdings ist es nicht immer leicht, gute Lehrstellen zu finden, weil die Nachfrage größer ist als das Angebot und nach dem Reichsgesetz von 1919 in jedem Geschäft nur ein weiblicher Lehrling gehalten werden darf. Der Beruf der Säuglingschwester, wohl einer der schönsten Frauenberufe, ist mit Mittelschulbildung, in manchen Anstalten auch mit guter, abgeschlossener Volksschulbildung zu erreichen. Die Ausbildung kann im allgemeinen nicht vor Vollendung des 20. Lebensjahres beginnen; nur einige Ausbildungsanstalten nehmen bereits 18jährige Schülerinnen auf. Die Ausbildung geschieht in zweijährigen Lehrgängen an staatlich anerkannten Säuglingspflegianstalten und wird durch eine staatliche Prüfung abgeschlossen. Die staatlich geprüfte und anerkannte Säuglingspflegerin kann, wenn sie nicht in Familien tätig sein will, in Krippen, Säuglingsheimen, Kinderheimen, Kinder- und Säuglingskrankenhäusern, in Entbindungsanstalten und als Gehilfin in der Säuglingsfürsorge Betätigung finden. Bei hauswirtschaftlicher Begabung und organisatorischer Befähigung kommt auch die Leitung von Krippen oder Säuglingsheimen in Frage.

Die Kinderpflegerin wird — im Gegensatz zu der Säuglingspflegerin — nur zur Arbeit in der Familie vorgebildet. Staatliche Regelung fehlt diesem Beruf bis jetzt noch. So ist auch die Dauer der Ausbildung nicht überall die gleiche, sondern schwankt zwischen ein und zwei Jahren. Es genügt Volksschulbildung. Die Aussichten für Anstellung in der Familie sind gut; weniger günstig dagegen ist die Lage der älteren Kinderpflegerin. Eine Aufstiegsmöglichkeit, die auch für die Säuglingspflegerin in Frage kommt, allerdings mit erheblichen Kosten verbunden ist, ist die Ausbildung zur Wohlfahrtspflegerin auf dem Gebiete der Jugendfürsorge. Nach mehrjähriger Berufstätigkeit und Ablegung der schulwissenschaftlichen Vorprüfung ohne Fremdsprachen ist Besuch der Wohlfahrtschule möglich (vgl. die Ausführungen über Hortnerinnen und Kindergärtnerinnen in meinem schon erwähnten Aufsatz).

Auch zur Ausbildung als Hebammenschwester bringen Kinderpflegerin und Säuglingspflegerin gute Vorkenntnisse mit. Als Schulbildung genügt unter Umständen eine wirklich gute, abgeschlossene Volksschulbildung. Die Ausbildung zur Hebammenschwester, die natürlich eine Tätigkeit als Kinder- oder Säuglingspflegerin nicht etwa zur Voraussetzung hat, geschieht in den staatlich anerkannten Hebammenlehranstalten und dauert 1 ½ Jahre. Die Hebammenschwester, die eine sehr gute Gesundheit und einen kräftigen Körper besitzen muß, findet Anstellung in Frauenkliniken, Entbindungsanstalten und Hebammenlehranstalten. Wenn sie den Beruf frei ausüben will, bedarf sie in Preußen einer Niederlassungsgenehmigung.

Die Gemeindehelferin und Pfarrgehilfin, die in der Gemeindepflege und in der Jugendarbeit die Tätigkeit des Pfarrers ergänzt, hat zwei Möglichkeiten der Ausbildung. Der eine Weg führt über die Wohlfahrtschulen, soweit ihnen kirchliche Lehrgänge (1 bis 2 Jahre) angegliedert sind, der andere über die sogenannten Bibelschulen, wie sie z. B. in Dahlem bei Berlin und in Eisenach (Neulandhaus) sind. Volksschülerinnen können nach Ablegung einer schulwissenschaftlichen Vorprüfung, die eine genügende Ergänzung der Volksschulbildung nachweisen soll, aufgenommen werden. Die zweijährige Ausbildung schließt mit einer Prüfung ab. Gegenwärtig ist die Nachfrage nach gut geschulten Gemeindepflegerinnen noch groß, besonders auf dem Gebiet der Jugendpflege.

Der Beruf der Fürsorgeerzieherin, d. h. der Erzieherin

an Anstalten für die gefährdete weibliche Jugend, ist bis jetzt noch nicht staatlich geregelt. Die Deutsch-evangelische Asylkonferenz, in der die Fürsorgeanstalten der Inneren Mission zusammengeschlossen sind, haben Richtlinien für die Ausbildung aufgestellt. Danach genügt abgeschlossene gute Volksschulbildung. Nach einer praktischen Tätigkeit als Erziehungsgehilfin und der Teilnahme an einem Ausbildungslehrgang in einem Seminar für Fürsorgeerzieherinnen wird die Prüfung vor der Asylkonferenz abgelegt. Die Fürsorgeerzieherin kann nach dreijähriger praktischer Tätigkeit eine zweite Prüfung, die sogenannte Leiterinnenprüfung, ablegen, in der sie ihre Befähigung für verantwortungsvollere Posten nachweist. Die Fürsorgeerziehung mit ihren etwa 780 Anstalten stellt ein weites Arbeitsfeld dar, mit großen Aufgaben für evangelische Mädchen und Frauen, die nach befriedigender Arbeit suchen.

Wirtschaftlich veranlagte junge Mädchen mit abgeschlossener Mittelschulbildung können als ländliche oder städtische Haushaltspflegerinnen Stellen zur selbständigen wirtschaftlichen Leitung von größeren Haushaltungen und Betrieben finden.

Die ländliche Haushaltspflegerin beginnt ihren Ausbildungsgang mit einer zweijährigen praktischen Tätigkeit, die durch die Lehrlingsprüfung vor der Landwirtschaftskammer abgeschlossen wird. Darauf folgt der einjährige Lehrgang in einer staatlich anerkannten Haushaltspflegersinnenschule. Die staatliche Anerkennung als Haushaltspflegerin wird aber erst nach einer weiteren zweijährigen praktischen Tätigkeit in bezahlter Stellung erteilt.

Die städtische Haushaltspflegerin macht eine ganz ähnliche Ausbildung durch mit Berücksichtigung der besonderen Erfordernisse eines Stadthaushaltes. An den einjährigen Besuch einer anerkannten Haushaltsschule und eine dreijährige bezahlte praktische Tätigkeit schließt sich der einjährige Lehrgang für Haushaltspflegerinnen.

Der Beruf der Wirtschaftsschwester kann wirtschaftlich begabten jungen Mädchen völlige Sicherstellung und Altersversorgung gewähren. Die Ausbildung — als Vorbildung genügt Mittelschulbildung, in manchen Anstalten auch gute Volksschulbildung — erfolgt in 1 ½ bis 2jährigen Kursen in einer Krankenpflegeanstalt. Die Wirtschaftsschwester findet in Krankenhäusern, Sanatorien und Heimen Beschäftigung unter den gleichen Verhältnissen wie die Krankenschwestern. Es besteht Nachfrage nach gut ausgebildeten Wirtschaftsschwestern. Gute Aussichten bietet auch der Beruf der Diätchwester oder Leiterin der Diätküche, wie man zweckmäßiger sagen sollte, da eine Ausbildung als Schwester meist gar nicht erforderlich ist. Die zukünftige Diätköchin muß sich nach Aneignung gründlicher Kenntnisse der allgemeinen Küche in einem Krankenhaus oder Sanatorium in der speziellen Diätküche ausbilden. Eine Reihe von Krankenhäusern und Sanatorien nimmt zu diesem Zweck Volontärinnen auf. Und die immer steigende Bewertung des Einflusses der Diät auf den gesunden und kranken Menschen wird ausgebildete Diätköchinnen immer nötiger machen.

So gibt es also — selbst unter den heutigen ungünstigen Verhältnissen — für tüchtige Volks- und Mittelschülerinnen noch mancherlei Aufstiegsmöglichkeiten, besonders wenn die Schulbildung eine gute und abgeschlossene ist. Es wäre ja auch ein schwer zu lösender Widerspruch, wenn unsere Volksschulen, die — vielleicht abgesehen von denen der nordischen Länder — die besten der Welt sind, an denen hervorragende Pädagogen und Methodiker wirkten und wirken, noch nicht einmal die für mittlere Laufbahnen notwendige Bildung zu vermitteln für fähig angesehen würden.

Die größte Angelegenheit des Menschen ist, zu wissen, wie er seine Stelle in der Schöpfung gehörig ausfülle und recht verstehe, was man sein muß, um ein Mensch zu sein.

Kant.



Teetraumädchen.

S. P. 21

Japanisches Frauenleben.

Von Helene Wulff.

Wenn auch die verschiedensten Berichte aus Japan von einer starken Europäisierung des gesamten Kulturlebens des alten Nippon sprechen, so trifft das jedoch immer nur für eine bestimmte Schicht der japanischen Gesellschaft zu. Die breite, ungegliederte Millionenmasse des japanischen Volkes hängt noch mit zähem Konservatismus an den alten Gebräuchen, die sich gerade deshalb einer solchen Dauer erfreuen, weil sie eng mit dem religiösen Ritus verknüpft sind. Und da man kaum von einer erheblichen Erschütterung des alten Volksglaubens sprechen darf, ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß wir auch in Zukunft noch mit diesem alten Kulturgut rechnen müssen, mit diesem für das gegenwärtige Japan charakteristischen Doppelgesicht europäischer Zivilisation und eigenwüchsigen Volkstums.

Mit besonderer Energie behauptet sich diese altvergebrachte Eigenart bei den japanischen Frauen. Die Stellung der japanischen Frau ist von alters her eine passive. Gehorsam ist ihr gesamter Lebensinhalt. Sie gehorcht, wie ein japanisches Sprichwort sagt, erst dem Vater, dann dem Gatten und darauf dem ältesten Sohn, der beim Tode des Vaters Familienoberhaupt wird, und dessen Willen sich alle Mitglieder zu fügen haben. Die Schwiegertochter schuldet der Mutter ihres Gatten, die Tochter den Eltern bedingungslosen Gehorsam. Diese

Mauer der Pflicht und ein überaus strenges Sittengesetz hemmen wohl jede Entfaltung der Japanerin nach außen hin, schützen sie aber andererseits vor den Sorgen des Existenzkampfes und lassen sie ein wunschloses Dasein führen.

Tatsächlich läuft das Leben der bessergestellten Japanerin in einem märchenstillen Milieu von Blumen, Gärten, Kinderspiel und hoch ausgebildeter häuslicher Kultur ab. Die harmonische Ruhe eines solchen Daseins leitet hin zu einem spielerischen Kunstgewerbe. Malende und dichtende Frauen stellen in Japan eine nicht so bedeutungslose Zahl dar wie in Europa. Die berühmte Aufzucht von Zwergbäumen entstammt wesentlich ihrer Initiative. Diese gärtnerische Spielerei ist überaus charakteristisch für den Japaner überhaupt. Ihn beherrscht eine undefinierbare Sucht zur Verkleinerung, zur Herabminderung. In seiner Malerei leistete er ausgerechnet in der Miniatur Bedeutsames. Und der mühevollen Sorgfalt von Generationen gelang es, stolze Zypressen und Kirschbäume, die ihre Wipfel einst hoch über seinem Haupte im Winde spielen ließen, herabzumindern zu kleinen unscheinbaren Kreaturen, die, ausgewachsen, in einem mäßigen Blumentopf genügend Platz für ihr Wurzelwerk finden. Der Pflege solcher Kuriositäten nimmt sich die Japanerin mit besonderer Liebe und Ausdauer an. Und sie kann es auch, denn ihr



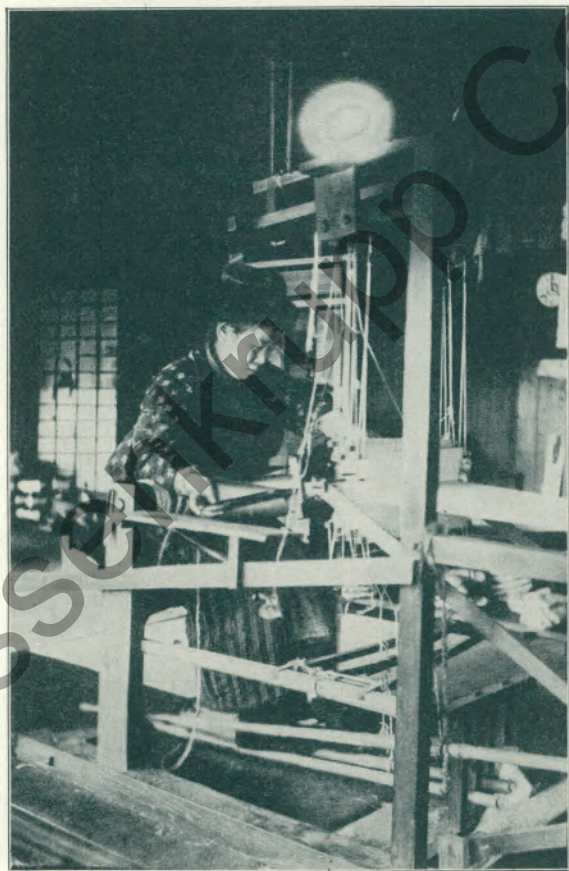
Mutter und Kind.



Blumenbinderin.

Hausrat ist auf ein Minimum herabgemindert. Nur die Küche und die Erziehung der Kinder beschränken ihre künstlerisch-ästhetischen Neigungen. Die lauten Freuden der großen Welt sind der Japanerin durch ihren Sittenkoder verschlossen, nicht aber der Aufenthalt in Badeorten, wo die ganze Bevölkerung ohne die leisesten Bedenken unserer abendländischen Vorurteile gemeinsam in den heißen Heilquellen badet. Das tägliche heiße Bad ist eine Lebensbedingung

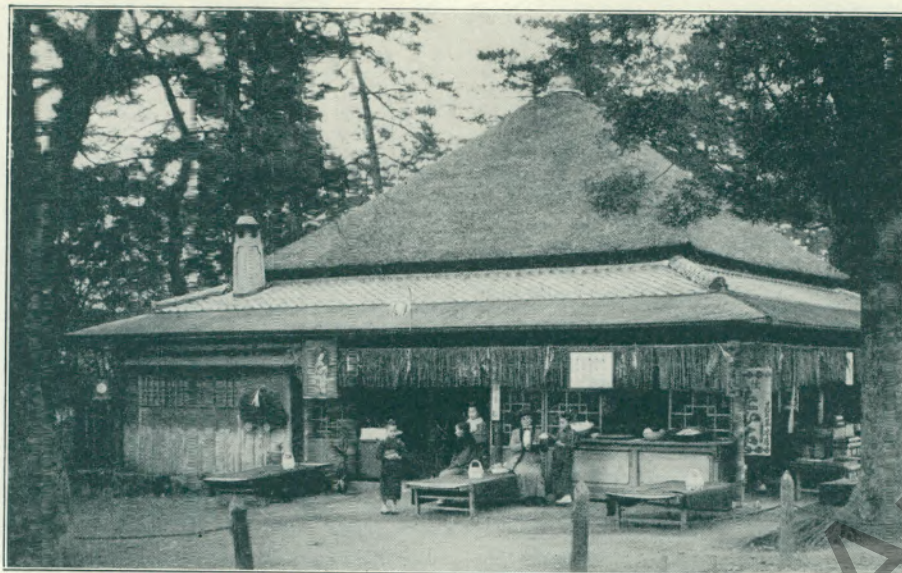
des aufergerwöhnten sauberen japanischen Volkes, und die unvergleichliche samtige Weiße der Haut, die der Japanerin nachgerühmt wird, dürfte wohl eine Folge dieser althergebrachten Körperpflege sein. Auch der Besuch der Kultstätten gehört zu den Grenzen der Japanerin. Tempelbesuche und Wallfahrten sind ihr eine heiter-fromme Pflicht, bei deren Erfüllung sie auch ihre Kinder nicht stören. Die Höfe und Gärten der Tempel sind meist mit spielenden



Am Webstuhl.



Linumala und seine Frauen.
Götterbild im Tempel Natori.



Japanisches Teehaus.

Kindern gefüllt, während die Mütter, das Kleinste auf dem Rücken tragend, vor dem Altar ihre Gebete verrichten.

Wie anders spielt sich jedoch das Leben der japanischen Fabrikarbeiterin ab! In ihrem Leben ist nichts mehr zu spüren von der sonnigen Anmut, die die Lage der wohl-situierten Japanerin erheitert. Mühselige, oft freudlose Arbeit und stille, Liebe ausströmende Kinderarbeit füllen ihre Jahre aus. Die japanische Arbeiterin nimmt ihre Kinder mit zur Arbeitsstätte. In den großen Spinnereien, die viel Frauen beschäftigen, halten sich die Kinder während der Arbeitszeit

unter Aufsicht in einem eigenen Räume auf; in den Pausen der langen, oft zwölf- bis vierzehnstündigen Arbeitszeit eilen dann die Mütter zu ihren Kleinen, um sie zu versorgen. Auch die Handlangerdienste leistenden, körperlich schwer arbeitenden Frauen widmen jeden Augenblick, den ihre harte Arbeit ihnen läßt, ihren Kindern. So triumphiert letzten Endes über alle Schranken einer versteinerten Sitte die alles bestiegende urhafte Liebe der Mutter zu ihrem Kinde, ursprüngliches Menschentum über territoriale Besonderheiten.



Nishi- und Theaterstraße in Tokio.

L. P. A.

Bücher besinnlicher Unterhaltung.

Von Dr. Karl Fuß.

Friedrich Schnack: „Sebastian im Walde“ (Jakob Hegner Verlag, Hellerau, Weinw. geb. 7 RM.). — Friedrich Schnack: „Beatus und Sabine“ (Jakob Hegner Verlag, Hellerau, Weinw. geb. 7 RM.). — Friedrich Schnack: „Das Zauberauto“ (Jakob Hegner Verlag, Hellerau, Weinw. geb. 6 RM.). — Georg Hermann: „Tränen um Modesta Zamboni“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Weinw. geb. 6,50 RM.). — Alice Berend: „Frau Hempels Tochter“ (S. Fischer Verlag, Berlin, 11 RM.). — Rudolf Presber: „Masken“ (Hadebeil Verlag, Berlin, 4 RM.). — Fritz Müller-Partenkirchen: „München“, „München Zwei“, „Raum genügend“, „Die Kopierpresse“ (sämtlich bei Staadmann Verlag, Leipzig, je 4,50 RM.).

Nun ist die Zeit, wo man gerne im Grase liegt, am Rand eines Flusses etwa oder an einem Waldrand, indes spätsommerliche Sonne einen wohligh durchwärmte. Man sieht den Wolken nach und schaltet den Denkapparat aus. Aber auf die Dauer geht das nicht. Man möchte sich auch ruhender-, faulenzenderweise beschäftigen — man möchte ein Buch lesen. Aber in diesem Falle keines, das in letzte Abgründe steigt, uns zuinnerst aufwühlt. Solche Bücher eignen sich besser zur Lektüre im stillen Kämmerlein. Wir möchten — nein, beileibe kein leichtes, aber ein geruhiges, an-, aber nicht aufregendes, ein sanft beschwingtes, ein heiter-befinnliches Buch. Wir möchten träumen und lächeln. Es soll uns, jawohl: unterhalten. Auf eine edle Art.

Hier sind ein paar solcher Bücher.

Ich nannte vor einiger Zeit an dieser Stelle den Namen von Friedrich Schnack. Ein Gedichtbuch von ihm trägt den Titel „Das blaue Geisterhaus“, ein anderes „Vogel Zeitvorbei“. Das kennzeichnet ihn schon als den naturfeligen, in bester deutscher Tradition wurzelnden Romantiker, der das herrliche, hier besprochene „Leben der Schmetterlinge“ schreiben konnte. Auch seine Romane sind von diesem bestrickenden Zauber erfüllt, den Naturnähe verleiht. Da ist sein „Sebastian im Walde“, die unwahrscheinlich schöne, zutiefst beglückende Geschichte von Sebastian Ungemach, der aus Brasilien in sein fränkisches Heimatstädtchen zurückkehrt und nun mit seinem ganzen Wesen in der Liebe zum deutschen Walde aufgeht, den ihm seine Phantasie mit erotischen Wundern bevölkert. Hier, im Herzen des Waldes, erlebt er das Jdyl mit Urle, der Hirtin, die dann seine Frau wird, mit der er im Walde haust, bis ihn eine Katastrophe daraus vertreibt. Aber auf seiner Flöte bläst Sebastian — oder ist's der alte Pan? — den Traum vom ewigen Walde. — Jede Seite dieses Buches ist eine Köstlichkeit: Naufchen und Naunen deutschen Waldes, Brodem ernteschwerer fränkischer Rebberge, Lust und Leid reiner Liebe — selten wurde dieses Lied schlichter, naiv-heiterer, befinnlicher auch gesungen als in diesen Blättern, die ein begnadeter Dichter, ein Romantiker und Jdyltiker, ein Meister sprachlichen Wohllauts schuf. Man schlürft die Worte wie süßen Wein.

Nicht die Handlung ist es, die hinreißt; sie ist alltäglich. Schnack schafft durchaus aus lyrischem Weltgefühl heraus, seine Wirkung liegt im Atmosphärischen, in der Kunst der Stimmung. Das gilt auch von „Beatus und Sabine“. Ein Jugendparadies auf einem Gut der Heidelberger Neckarlandschaft ersticht in märchenhaft zarten Farben vor uns. Zwei Kinder wachsen inmitten dieser patriarchalischen Idylle heran, nah der Natur, nah der Kreatur. Jeder Grashalm ist ihnen vertraut, der Wald umhegt sie mütterlich, der Fluß ist ihr Fluß, ihr Spielgefährte. Als sie die erste scheue Neigung füreinander fassen, da entriecht ein sinnlos scheinender Zufall den Jungen von dieser Erde. Das ist alles. Eine Handlung, die, vom Schluß abgesehen, ganz ohne stärkere Akzente ist. Aber das, was in der deutschen Seele „romantisch“ ist, was uns Eichen-dorff und Stifter lieben läßt, das hat in Friedrich Schnack seinen Runder und Deuter gefunden.

Es ist nun besonders reizvoll, diesen Gegenspieler unserer Zeit ein technisches Motiv behandeln zu sehen. Das geschieht in dem Roman „Das Zauberauto“. Da legt sich der Kaufmann Valentin Langguth in einem Frankenstädtchen ein Auto zu und erlebt nun die Romantik der Maschine; in ein Traum- und Wunschland fährt er mit ihr hinein, und schließlich ist das Auto auch die Ursache, daß er in Rosemarei seine Lebenskameradin findet. Auch hier also weiß Schnack ein pastorales Jdyl herauszuholen. Er schaltet eben sozusagen seinen „zweiten Gang“ ein.

Es wäre ein Versäumnis, wenn man nicht auf die einzigartig schöne Ausstattung der Schnack-Bücher durch seinen Verlag hinwiese: ein blauer, biegsamer Leinenband mit schmalen Goldleisten, der Titel darauf klein, schwarz auf Goldgrund, die Lettern eine herrliche alte Lutherfraktur von 1650.

Das Stimmungssafte, Gratiös-Verwunschene macht auch den sonderlichen Reiz eines Buches von Georg Hermann aus, der vor Jahren schon in seinen Romanen „Jettchen Gebert“ und „Henriette Jakobi“ den Zauber von Alt-Berlin köstlich eingefangen hatte. Vor kurzem hat er nun ein Buch von bestrickender Virtuosität geschrieben: „Tränen um Modesta Zamboni“. Das ist ein Buch, so recht zum Im-Gras-Liegen und Träumen. — Der junge deutsche Kunsthistoriker Dr. Robert Ludwig Schmidt macht eine Italienreise — allein, ohne Frau und Kind, um

wenigstens einmal sich mit italienischer Kunst zu beschäftigen, obgleich sie ihm nicht eben liegt. Und nun hat er das große Erlebnis mit Modesta Zamboni, der strahlend schönen Frau, der wiedergeborenen Venus, die seine Lage und Nächte erfüllt, bis politische Wirrnisse und eigenes täppisches Benehmen das Jdyl antiker Sinnenfreude endigen. Auch in diesem Werk ist es weniger die Handlung, die uns im Bann hält — sie wird überhaupt in den Schlussworten als Tagtraum in das Reich der Phantasie verwiesen —, als vielmehr die Stimmung, die uns aus diesen Blättern entgegenweht: italienisch-verwunschene Landschaft, das Jdyl in der Nähe von Bergamo, im alten Palazzo, das Modesta, der modernen Göttin, gehört — Göttin, weil ihr aller Liebreiz und Adel einer heroischen Frau der Antike eignet. Der Dichter hat mit Esprit, in einer ironisch-graziösen, nie verlegenden Sprache diese dicke Stimmung hervorgezaubert, der Hellhörige wird hinter dieser Ironie gewiß die Ergreifendheit des Dichters angesichts seines Stoffes bemerken. Freilich: eine gewisse sprachliche Manier — endlose Schachtel- und Klammerfäße — muß man mit in Kauf nehmen.

Leichte, ausgesprochen heitere Prosa, die trotzdem nicht nur flüchtige Unterhaltung bedeutet, sondern befinnlich ist und befinnlich macht, ist nicht allzu häufig. Unter den Vertretern solcher lebenswürdigen Dichtung muß Alice Berend genannt werden, besonders mit ihrem früh'n Büchern. Ihr Berliner Roman „Frau Hempels Tochter“ ist in seiner Art beinahe klassisch zu nennen. Eigentliche Heldin dieses famosen Buches ist weniger die Tochter als die Mutter Hempel, die ehrliche, arbeitsame Portiers- und Schusterfrau, der — und damit der geliebten Tochter — schließlich noch durch reizvolle Verkettung der Umstände ein behaglich-gutbürgerliches Glück in den Schoß fällt, das man ihr von Herzen gönnt. Auch alle Nebenfiguren, der biedere, schweigsame Vater Hempel, der in einem Berliner Roman natürlich unentbehrliche, aber gar nicht kitschig wirkende Graf und alle Mietparteien im großen Haus — sie alle sind voll Liebe gezeichnet und prägen sich fest ein. In der ganzen Art erinnert Alice Berend an den lieben und gescheiten Plauderer Fontane, dessen Bücher — unterschiedslos — wohl nicht erst empfohlen werden müssen.

Weil wir gerade an Berlin sind: auch Rudolf Presber muß hier genannt werden, der sich seinen rheinischen Humor immer und überall erhalten hat. Er hat viel, vielleicht allzuviel geschrieben, und nicht alle seine Bücher ertragen die kritische Sonde. Aber einige von ihnen sind so sprühend-heiter und nachdenklich zugleich, daß man sie rückhaltlos als gute Unterhaltung werten darf. Ich habe jüngst auf einer Reise vom Westen nach Berlin seinen Roman „Masken“ gelesen und mich köstlich amüsiert über diese mit lebenswürdigem Humor und graziösem Spott gefeierten und gestalteten Figuren der Nachkriegszeit. Leichte Ware gewiß, dieses Buch, aber sollen wir uns aufs hohe Ross setzen und leugnen, daß man auf einer Bahnfahrt lieber Presber als Kolbenheyer liest?!

Als den Meister der deutschen Kurzgeschichte möchte ich Fritz Müller-Partenkirchen bezeichnen, der den Lesern des „Werks“ aus manchen Beiträgen bekannt ist. Er ist ein Verklärer des Alltags, ein Beschauer der kleinen Dinge. Er war lange Zeit Kaufmann, dann Handelslehrer, und er ist — nicht zu vergessen — Bayer! „München“ und „München Zwei“ betiteln sich ein paar Geschichtenbücher von ihm. Hergott, was habe ich gelacht! Lausbuben, Dienstmänner, Professoren, Kaufleute, Gemütskranke — ein bunter Reigen von bayerischen Menschen tanzt vor uns herum, und alle Geschichten weiß der Autor mit einer schlagkräftigen Pointe zu würzen. Und — immer wieder weisen lustige Sätzchen einen ernsten Grundgehalt, einen befinnlichen Schlussakkoord auf. Hinter dem Schall steckt ein Weiser, der etwas zu sagen hat und auf eine schwurige Art zu sagen weiß. Ganz behutsam rührt er immer wieder aus einer behaglichen Heiterkeit heraus an große menschliche Fragen. Auch in seinen Schulgeschichten „Raum genügend“ sind Scherz und Ernst bunt gemischt: Lausbubenstreiche Ludwig-Thomaschen Kalibers und stille, kleine Tragödien. Fritz Müller war ja Lehrer, er kennt Lehrer und Schüler, er wird beiden gerecht. Und auch in den ausgelassensten Stücken ist ein Schuß Befinnlichkeit. In der „Kopierpresse“ dann, den Kaufmannsgeschichten, verlieren unter seiner schallhaften Hand die Kontofolien ihre nüchterne Würde, gewinnen Leben, werden Symbole. — Es steht in mancher Kurzgeschichte von Fritz Müller mehr darin als in diesen Romanen anderer; dazu ist ihm eine volkstümliche Sprache verliehen, die seine Bücher für alle Kreise geeignet macht.



Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Räumt das Rheinland bedingungslos!

Kein fremder Soldat darf noch länger auf deutschem Boden stehen! Vom britischen Brigadegeneral W. H. Waters, früheren britischen Militärattaché in Berlin. — Aus dem „Mittag“, Düsseldorf.

Kürzlich sprach ich vor einer Versammlung in einer großen englischen Stadt und fragte dabei meine Zuhörer: „Was würden Sie fühlen, wenn unser englisches Vaterland von fremden Truppen besetzt und wenn halb wilde Afrikaner bei unseren Frauen einquartiert wären?“ — Ein ungeheurer Entrüstungssturm war die Antwort. Die Deutschen fühlen genau dasselbe, was wir Engländer unter ähnlichen Bedingungen empfinden würden, und darin liegt eine furchtbare Gefahr für Europa.

Seitdem Frankreich nach langen vergeblichen Bemühungen das Rheinland 1918 endlich in die Hand bekommen hat, suchen seine Politiker und Militärs die Räumung unter allen möglichen Vorwänden zu verhindern. Ihre Hauptbeweisführung ist der angebliche Zusammenhang zwischen Reparation und Räumung, wogegen der Vertrag von Versailles deutlich beweist, daß ursprünglich keinerlei Zusammenhang zwischen der Reparationsfrage und der Rheinlandräumung bestand.

Beiden Verhandlungen im Haag haben die Franzosen allzu offen ihre Absichten kundgetan, möglichst lange im Rheinland zu bleiben. — Vertrag hin, Vertrag her! Wenn man einigermaßen ehrlich sein will, so muß man bekennen: Jeder Rest eines Vorwandes zur Aufrechterhaltung der Rheinlandbesetzung wurde schon 1925 durch den Vertrag von Locarno und erst recht nach dessen Bekräftigung durch den Kelloggpaß hinfällig.

Die Franzosen wollen ein Volk der Logik sein; aus irgendwelchen ungreiflichen Gründen hat man das mitunter auch geglaubt. Aber wo ist in ihrem jetzigen Verhalten ein kühner Logik zu erblicken? Immer haben sie England in schärfster Weise angegriffen, weil wir Engländer uns bei der Reparationsregelung nicht zurücksetzen lassen, sondern unsere Interessen wahrzunehmen suchen. Sie erklären, daß England auf keinen Fall die Haager Konferenz wegen einer derart geringfügigen Summe aufstiegen lassen dürfe; wendet man aber dasselbe Argument Frankreich gegenüber an, so schäumen sie vor Wut und wissen sich gar nicht zu fassen. Die französische Politik hat die Räumungs- und Reparationsfrage heillos durcheinandergeworfen, um so ihr Hauptziel, die dauernde Besetzung deutschen Gebietes, zu erreichen, ein Verfahren von gefährlicher Kurzsichtigkeit ohne eine Spur von Logik!

Hätten die französischen Politiker — und ihre britischen Kollegen — den gesunden Menschenverstand walten lassen, so könnten wir heute ganz andere Fortschritte verzeichnen. Ich kenne Deutschland seit nahezu sechzig Jahren genau und weiß zu gut, daß das deutsche Volk von Herzen in Frieden und Eintracht mit seinen westlichen Nachbarn leben würde, wenn sich die Sieger des Weltkrieges nur einigermaßen vernünftig betragen hätten.

Um zu dieser Überzeugung zu gelangen, bedurfte ich nicht erst der Versicherungen zahlloser Deutscher aus allen Teilen des Reichs, aus allen Bevölkerungsschichten und den verschiedensten Parteien. Die Alliierten, und besonders die Franzosen, rissen aber die Wunde immer wieder auf, bis die englischen Staatsmänner endlich ihren Irrtum einsahen, ausgenommen einer unter ihnen, Sir Austen Chamberlain! Frankreich hat es glücklich so weit gebracht, daß sich ganz Deutschland zutiefst verletzt fühlt, und daß die Hinzufügung nur weniger weiterer Ungerechtigkeiten einen neuen Krieg in weit schrecklicheren Ausmaßen als der vergangene entfesseln muß. Aus einem derartigen Konflikt, bei dem sich Frankreich einer Vereinigung von Deutschland und Italien gegenübersehen würde, dürfte es kaum allzu glücklich hervorgehen. Unter diesem Krieg hätte jedoch nicht nur Frankreich zu leiden, vielmehr müßte ganz Europa die gefährlichsten Komplikationen fürchten.

Jeder unparteiische Beobachter sieht ohne lange Überlegung, daß der wahre Friede nur durch sofortige bedingungslose Räumung des Rheinlandes von allen fremden Truppen erreicht und gesichert werden kann. Wenn die britische Regierung festbleibt und die englischen Truppen zurückzieht, werden die Franzosen mit der Zeit schon einsehen, daß sie sich zwischen zwei Stühlen gesetzt haben. Es spricht so viel für die sofortige Räumung, daß man sich wundert, überhaupt noch ein Wort darüber verlieren zu müssen!

Der erste Aufruf des Grafen Zeppelin im Jahre 1895.

Aus der „Berliner Illustrirten Zeitung“.

Graf Zeppelin hatte schon kurz nach dem Deutsch-Französischen Kriege sein erstes Projekt eines in Zellen geteilten Luftschiffes entworfen. Aber erst 1887 überreichte er dem König von Württemberg eine Denkschrift hierüber. 1892/93 arbeitete er mit Ingenieur Kober an der Berechnung und den Zeichnungen des Luftschiffes, die 1895 von einer Kommission erster Belehrter im ganzen abgelehnt wurden. Verzweifelt wandte sich der Graf mit dem nachstehenden (auszugsweise wiedergegebenen) Aufruf an die Öffentlichkeit, der den geradezu prophetischen Weitblick des Erfinders zeigt. Der Erfolg dieses Aufrufes war schon deshalb geringfügig, weil das Kriegsministerium Anfragen von Privatpersonen, die bedeutende Summen spenden wollten, in ungünstigem Sinne beantwortete.

Die Pflicht, dem Deutschen Reich eine wertvolle Sache zu sichern, nötigt mich, das Nachstehende einer beschränkten Öffentlichkeit in entsprechend vertraulicher Weise zu übergeben.

Unter dem 25. August dieses Jahres bin ich in der Lage gewesen, dem königlich preussischen Kriegsministerium ungefähr folgendes zu schreiben:

„In ihrem zweiten Gutachten hat die zur Prüfung meiner Entwürfe für lenkbare Luftfahrzeuge niedergesetzt gewesene Kommission die Ausführbarkeit der Fahrzeuge anerkannt und den Bau eines solchen hauptsächlich nur aus dem Grunde nicht empfohlen, daß sie annahm, die Fahr- geschwindigkeit würde kaum 5 bis 6 Meter in der Sekunde betragen.“

(Folgt ein Gutachten des Direktors Groß der Kruppwerke in Essen, daß „der Bau eines solchen Luftschiffes in theoretischer und praktischer Beziehung zu wünschen wäre“.)

Lenkbare Luftfahrzeuge, welche unter den ungünstigsten Verhältnissen siebenstündig Lage lang mit einer mittleren Geschwindigkeit von über 1000 Kilometer im Tage ununterbrochen fliegen, vermögen aber außer ihrer Wirksamkeit für Heereszwecke u. a. folgende Dienste zu leisten.

1. Der Flotte, mit deren Schiffen sie, wie die Schiffe unter sich, durch Signale sprechen, werden sie Ort und Bewegung feindlicher Schiffe aus großer Entfernung anzeigen.

2. Sie werden der Schifffahrt überhaupt dienen, durch Aufsuchung vermister oder gesunkener Schiffe, durch photographische Aufnahme des Meeresgrundes an Küsten, wo dieser noch ungenügend bekannt ist, usw.

3. Für die Erschließung, die Beherrschung, den Schutz, die Ausdehnung usw. unserer Kolonien.

4. Der Erdkunde wird aus den Fahrzeugen großer Nutzen erwachsen, da z. B. Afrika in drei Tagen durchquert und der Nordpol von einem nördlichen Hafen aus in einem Fluge hin und zurück erreicht werden kann.

5. Nicht minder wird die Meteorologie Gewinn aus demselben ziehen.

6. Größte Bedeutung werden die Fahrzeuge jedenfalls im Weltpostverkehr erlangen. Die Post ließe sich z. B. von Berlin in 38 Stunden nach Konstantinopel, in 60 Stunden nach Alexandrien, nach New York in 5½ Tagen je in einem Fluge befördern.“

Die in dem Schreiben erwähnte Kommission war auf Veranlassung des königlich preussischen Kriegsministeriums zusammengetreten (Helmholtz als Vorsitzender). Gleich bei der ersten Kenntnisnahme fand diese Kommission einstimmig meine Entwürfe für sehr beachtenswert und nicht unausführbar. Insbesondere bekannte Erzellenz von Helmholtz, durch dieselben von der Meinung zurückgekommen zu sein, daß die heutigen Mittel der Technik eine befriedigende Lösung des Flugproblems noch nicht gestatteten.

Bei der nun folgenden eingehenderen Prüfung erkannte aber Professor Müller-Breslau den Bau meiner Fahrzeuge für zu schwach, um den vorauszuiehenden Beanspruchungen widerstehen zu können. Infolgedessen gab die Kommission ihr Gutachten dahin ab, daß der Bau des Fahrzeuges dem Kriegsministerium nicht empfohlen werden könne. (Zeppelin legt hierauf eine veränderte Konstruktion vor. Professor Müller findet den Bau nun fest genug, aber man berechnet eine Fahr- geschwindigkeit von nur 5 Meter in der Sekunde; die Gegengründe des Grafen werden nicht gewürdigt; das Gesuch wird abgewiesen, obwohl sich zwei Fachleute höchsten Ranges, Geheim-er Kommerzienrat Dittenhofer und Direktor Groß von Krupp, einsetzten. Das Kriegsministerium antwortet am 29. September: „... daß es weder jetzt noch in absehbarer Zeit möglich sein wird, die Mittel flüssig zu machen, welche zur Erbauung des von Euer Erzellenz erfundenen Luftfahrzeuges erforderlich sind.“)

... Ich bin bereit, einem jeden, der, um der Sache zu dienen, sich an mich wendet, sei er Laie oder Fachmann, wo immer in Deutschland im stillen oder — soweit angängig — öffentlich Rede und Antwort zu stehen. (Nun gibt Zeppelin eine kurze Darlegung der leitenden Gedanken bei seinen Arbeiten.)

... In die Luft sich erheben und sich darin schwebend erhalten, kann man auf wesentlich verschiedene Arten: 1. mittelst Gas oder verdünnter Luft; 2. mit Hilfe von Maschinen.

Im Gegensatz zu der jetzt vorherrschenden Meinung halte ich die letztere Art zur Zeit noch nicht für anwendbar. Bei der besten Maschine kann eine Unterbrechung im Gange vorkommen oder notwendig werden, dann fällt das nicht von Gas getragene Fahrzeug zur Erde. ... Der Schwimmer, der Radfahrer, der Seiltänzer können sich in gefahrloser Weise einüben; wer das Fahren mit einer Flugmaschine erlernen will, wird immer den Hals gebrochen haben, bevor er seine Ausbildung erlangt hat. Ein weiter Weg wird möglicherweise doch einmal dahin führen.

Schon werden an den Fahrrädern kleine Motoren angebracht. ... in ähnlicher Weise fortschreitend könnte vielleicht einmal mit dem Apparat des Herrn Dr. Lilienthal, welcher den persönlichen Flug ermöglicht, ein Motor verbunden werden ...

Anders die gasgetragenen Fahrzeuge. (Zeppelin beschreibt und kritisiert die Aufstiege des französischen „Leitballons“ La France, der, seitwärts gesteuert werden konnte, auf- und abwärts aber nur wie ein gewöhnlicher Freiballon.) Material und Arbeit für den Bau eines Fahrzeuges nach meinen Entwürfen würden, wie erfahrene Ingenieure ... veranschlagen, ungefähr 300 000 Mark kosten. ... Kann diese Ausgabe in Betracht kommen gegenüber dem sicheren Nutzen? Wenn z. B. unser Heer die Mittel besäße, frühzeitig und sichere Nachrichten über den Feind zu erhalten? ... (Nun werden die Vorteile einer Privatgesellschaft zur Finanzierung aus einander gesetzt.)

Gern mag ich glauben, es werde jeder deutsche Mann begeistert wünschen, meine Arbeiten möchten zu dem erstrebten Ziele gebracht werden. Doch mit frommen Wünschen allein wird nichts geschaffen. ... Am meisten verdient würden sich aber diejenigen machen, welche sich entschließen möchten, auf 20 Mark lautende Gutscheine ... zu zeichnen und auch ihre Bekannten zur Zeichnung einzuladen. Ich selbst werde 25 000 Mark, nach Umständen den doppelten Betrag, zeichnen.

Wer nun dafür hält, daß es hier gilt, eine Sache von unschätzbarem Werte für unser deutsches Vaterland vor dem sonst sicheren Versinken zu bewahren, ... der handle rasch, es liegt im Verzuge die Gefahr, daß das Ausland uns zuvorkommt.

Stuttgart, im Dezember 1895.

Graf von Zeppelin,

Generalleutnant z. D. und General à la suite Seiner Majestät des Königs von Württemberg.

Bergessene Deutsche.

Zehn Jahre Ausnahmezustand.

(Frankfurter Zeitung vom 4. August 1929.)

Es lohnt der Mühe, einmal nach zehn Jahren zu überprüfen, was aus dem Städtchen Oberschlesien, das 1919 zur Tschechoslowakei geschlagen wurde, dem Hultschiner Ländchen, geworden ist. Es gab damals überhaupt keine Partei oder Organisation, die den Anschluß an den tschechischen Staat erstrebte. Denn die Bevölkerung fühlte sich als Deutsche, auch wenn ein Teil zu Hause ein slawisches Platt sprach.

Entgegen dem Willen der Bevölkerung wurde das Land ohne Befragung des Volkes der Herrschaft der Tschechen unterworfen, weil Benesch und Masaryk die Bewohner als Tschechen reklamierten. Um nun das, was damals wahrheitswidrig vorgetäuscht worden war, wenigstens nachträglich als richtig erscheinen zu lassen, setzte die Tschechisierung des Landes ein. Wirtschaftlich richtete sie sich mit Hilfe des Bodengesetzes gegen die großen Besitzungen des Fürsten Lichnowsky und des Barons Rothschild, die zum größten Teil zerschlagen wurden. Die Musterrwirtschaften wurden aber nur an Tschechen verteilt. Es wurden tschechische Arbeiter in das Gebiet gebracht und sesshaft gemacht. Die größte Flachsfabrik des deutschen Ostens, die dem Fürsten Lichnowsky gehörte, wurde so herabgewirtschaftet, daß sie ihre Pforten schließen mußte. Auch die Gruben wurden in der Beamten- und Arbeiterschaft tschechisiert.

Am 1. September 1920 setzte die kulturelle Tschechisierung mit der Schließung sämtlicher deutschen Schulen und ihrer Umwandlung in tschechische Lehranstalten ein. Nur in zwei rein deutschen Dörfern blieben die Schulen deutsch.

Eine Volkszählung im Jahre 1921 wurde so zurückgestuft, daß nur 19,8 Prozent der Bevölkerung als Deutsche erschienen. Aber bereits bei den Wahlen im Jahre 1923 — daß sie unter scharfem Druck der tschechischen Behörden stattfanden, sei nur nebenbei erwähnt — ergab sich eine deutsche Mehrheit von 55 Prozent und bei den Parlamentswahlen 1925 sogar von 65 Prozent. Auch der Versuch, diesem dauernden Anwachsen der deutschen Stimmen durch eine Teilung des Gebietes und durch Angliederung rein tschechischer Gemeinden zu begegnen, brachte nicht das gewünschte Ergebnis.

Aber in der Handhabung des Minderheitenrechtes ist trotzdem keine Wandlung eingetreten. Das Gebiet steht noch immer unter Ausnahmezustand. Noch immer dürfen keine deutschen Privatschulen errichtet werden. Nur Privatunterricht (Hausunterricht)

darf erteilt werden. So sind achtunddreißig deutsche Lehrer im Ländchen tätig, die an achthundert Kinder deutschen Privatunterricht erteilen, und die Kinder müssen nach dem dritten Jahrgang den deutschen Schulen des Nachbargebietes überwiesen werden, um den von den Eltern gewünschten deutschen Unterricht abschließen zu können. Das Groteske dabei ist, daß diese Kinder nicht nach Deutschland zu kommen brauchen, sondern in der Tschechoslowakei selbst, vor allem in den benachbarten Städten Troppau und Mährisch-Ostau, also in den Gebieten, die nicht unter Ausnahmerecht stehen, ihren deutschen Unterricht fortsetzen können.

Man muß gestehen, daß der neue Herr des Landes vieles tut, um das kulturelle Niveau zu heben. In Hultschin, der verschlafenen kleinen Hauptstadt des Ländchens mit ihren dreitausend Einwohnern, hat der Staat ein Gymnasium erbaut, das sich mit dem einer Großstadt wohl messen kann. Der Unterricht ist dort für alle Kinder kostenlos. Die neue Schule soll eine Hochburg der tschechischen Sprache und Kultur werden. Man denkt nicht daran, den Deutschen, die sie ja vorwiegend zu unterhalten haben, auch die Möglichkeit zu geben, ihre Kinder dort ihre Muttersprache lernen oder sie gar in ihrer Muttersprache unterrichten zu lassen. Man will buchstäblich aus Deutschen Tschechen machen.

Es wird höchste Zeit, daß hier nach zehnjähriger, fast unter Ausschluss der Öffentlichkeit erfolgter Unterdrückung endlich Wandel geschaffen wird. Die Hultschiner Deutschen wollen keine Ausnahmestellung, aber sie fordern die Rechte, die den drei Millionen Deutschböhmen im gleichen Staatsverband nach harten Kämpfen zugestanden worden sind. Man weiß, daß damit noch keineswegs das erreicht ist, was man im allgemeinen unter lokaler Minderheitenpolitik versteht. Aber es ist immerhin ein Zustand, auf dem ein erträgliches Verhältnis zum tschechischen Staatsvolk erwachsen kann.

Die neue Heimat der verdrängten Ostmärker



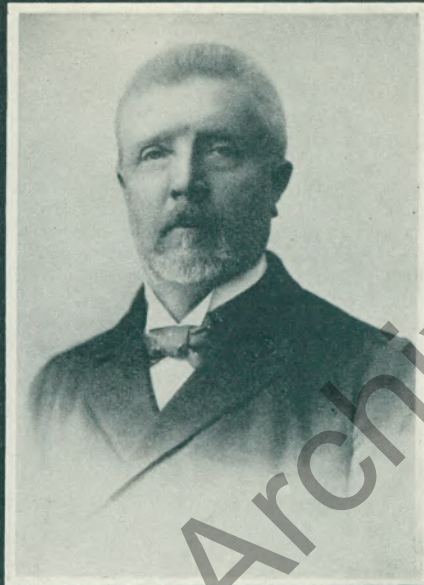
Nach einer Zählung des Preussischen Statistischen Landesamtes sind aus den abgetretenen Gebieten des deutschen Ostens insgesamt 526 000 Personen, d. h. über eine halbe Million (ungerechnet die Kinder, die nach dem 1. August 1914 geboren sind, und die Personen, die nach außerpreussischen Ländern und ins Ausland verzogen), verdrängt worden. Weit mehr als die Hälfte (279 000) stammten aus der ehemals preussischen Provinz Posen, 154 000 Personen kommen aus Westpreußen, 86 000 aus Oberschlesien, 5000 aus dem Soldauer Land. Die Mehrheit der Verdrängten ist nicht über die Reichshauptstadt nach Westen hinausgewandert; einschließlich Berlin sind rund vier Fünftel in den östlichen Provinzen verblieben.



Josef Massenez
(1839—1923).



Sidney Gilchrist Thomas
(1850—1885).



Gustav Pastor
(1832—1922).

Fünfzig Jahre Thomasstahl.

Technische Gedenktage.

3. 9. 1728 wurde in Birmingham Mathew Boulton geboren. Sein Vater besaß eine Metallwarenfabrik, in der der junge Boulton schon frühzeitig half. Er erbaute in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Soho eine Fabrik, die 800 Arbeiter beschäftigte. Zusammen mit James Watt gründete er die erste Dampfmaschinenfabrik der Welt „Boulton & Watt“. Die Einführung der Dampfmaschine kostete Boulton viel Geld. Er mußte etwa 800000 Mark, für die damalige Zeit eine ungeheure Summe, in das Unternehmen stecken, ehe überhaupt an Gewinn gedacht werden konnte. Weitere Verdienste hat Boulton noch auf dem Gebiete der Münzprägemaschinen, die damals allgemein angewandt wurden. Im Jahre 1800, dem Jahre des Ablaufes der Wattischen Patente, wurde die geschäftliche Verbindung zwischen den beiden Männern gelöst, nicht aber ihre Freundschaft, die bis zu ihrem Tode anhielt.
7. 9. 1821 wurde in Clausthal Karl Adolf Niebeck geboren. Vom Bergjungen arbeitete er sich zum Berginspektor empor. Als solcher erkannte er die Bedeutung der Braunkohlenschwelerei in Mitteldeutschland. 1858 machte er sich selbständig und entwickelte aus der Braunkohlenschwelerei eine bedeutende Großindustrie. Er erwarb Braunkohlengruben, baute Schmelereien und Mineralölfabriken und wurde bald der Führer dieser Industrie, die im größten Ausmaße Paraffin, Mineralöl und Briketts herstellte.
9. 9. 1915 starb in Eckrath bei Düsseldorf Ernst Schieß. Er eröffnete im Jahre 1866 in Düsseldorf eine Maschinenfabrik mit einem halben Duzend Arbeiter. Nach und nach bevorzugte er aber den Bau von Werkzeugmaschinen. Besonders bahnbrechend hat Schieß gewirkt auf dem Gebiete des Baues schwerer und schwerster Werkzeugmaschinen. Nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland sind diese Maschinen von der verarbeitenden Industrie sehr viel benutzt worden.
11. 9. 1814 wurde in Todmorden (Yorkshire) John Ramsbottom geboren. Er hat sich verdient gemacht um die Entwicklung des Lokomotivbaues, da er nicht nur neue Lokomotivformen schuf, sondern sich auch vor allen Dingen mit der möglichst einfachen und wirtschaftlichen Handhabung und Arbeit der Maschinen beschäftigte. Er erkannte die Notwendigkeit der Austauschbarkeit einzelner Maschinenteile und arbeitete ein System für die Einführung geeigneter Normalmaße aus. Weiter verbesserte er die Metallkolben für Dampfmaschinen und baute 1863 den ersten wazgerechten Dampfhammer. Ferner gab er genaue Regeln für die Anlage von Laufkranen an. Bekannt geworden ist auch die vor ihm vorgeschlagene Anordnung eines Wassertroges zwischen den Schienen, aus dem der Tender während der Fahrt gefüllt werden konnte. R. starb hochbetagt und hochgeehrt.
16. 9. 1736 starb Gabriel Daniel Fahrenheit. Er war der Sohn eines Danziger Kaufmannes, der zur weiteren Ausbildung nach Amsterdam ging, sich aber bald nur noch mit Physik beschäftigte und, wie es scheint, als Glasbläser von der Anfertigung meteorologischer Instrumente lebte. Fahrenheit ist der erste, der genau übereinstimmende Thermometer verfertigte, anfangs mit Weingeist, später mit Quecksilber gefüllt, und die er mit der nach ihm benannten Skala versah, die heute noch in Großbritannien und den Vereinigten Staaten üblich ist.
18. 9. 1892 starb James Bicheno Francis. Francis war Ingenieur von Geburt. Ohne jegliche Ausbildung trat er mit 14 Jahren die Stelle des Gehilfen eines Ingenieurs bei der Hafenbaugesellschaft Porth Carl in Südwalles an. Später wanderte er nach Amerika aus. Dort sehen wir ihn im Eisenbahnwesen beschäftigt. Nach einigen Jahren rückte er zum Chefingenieur einer großen Eisenbahngesellschaft auf und übernahm auch die Leitung der Wasserwerke. Er leistete auch auf dem Gebiete des Wasserbaues Hervorragendes und legte seine Erfahrungen in einem grundlegenden und heute noch anerkannten Werke nieder. In diesem Zusammenhange muß auch seiner Turbine mit Außenausschlag des Wassers, die unter seinem Namen bekannt geworden ist, gedacht werden. Um noch ein weiteres Beispiel von der Vielseitigkeit Francis' zu geben, sei erwähnt, daß er der erste war, der Untersuchungen anstellte mit großen Trägern aus amerikanischem Stahl.
22. 9. 1879 wurde auf dem Hörder Verein zu Hörde (jetzt: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft) durch Massenez und auf den Rheinischen Stahlwerken zu Duisburg-Ruhrort durch Pastor zum ersten Male in Deutschland Thomasstahl erblasen. Damit beginnt die Zeit eines ungeheueren Aufschwunges der deutschen Eisenindustrie, die in der Verwendung der phosphorhaltigen Eisenerze Elsaß-Lothringens begründet war. Bisher war es nicht möglich gewesen, das aus diesen Erzen gewonnene Roheisen zu Stahl zu verarbeiten, da der Phosphorgehalt des Roheisens zu hoch war. Erst durch das von Sidney Gilchrist Thomas unter Mitarbeit von seinem Vetter Percy Gilchrist entwickelte Verfahren, das in der basischen Auskleidung des Stahlfenerters bestand, wurde es möglich, auch aus phosphorhaltigen Erzen bzw. phosphorhaltigem Roheisen guten Stahl zu erzeugen. Die 50. Wiederkehr des Tages, an dem die erste Thomasstahlcharge in Deutschland erblasen wurde, soll Veranlassung sein, dankbar der Männer zu gedenken, die damals den kühnen Wagemut und den technischen und wirtschaftlichen Weitblick besaßen, um dieses Verfahren in Deutschland einzuführen (vgl. die obenstehenden Bildnisse).
23. 9. 1882 starb zu Göttingen Friedrich Wöhler. Er studierte bei Gmelin in Heidelberg Chemie und war später noch Schüler von

Bergelius. 1824 folgte er einem Ruf an die Gewerbeschule in Berlin. Hier gelang ihm die Darstellung des Aluminiums und später die Darstellung von Beryllium und Yttrium. Im Jahre 1828 stellte er die Harnstoffe aus Zynsäure und Ammoniak her. Der Wert dieser Erfindung lag in der Feststellung, daß die Stoffe, die im Körper der Tiere und Pflanzen entstehen, auch aus anorganischen Stoffen künstlich dargestellt werden können. 1836 wurde er als Professor der Chemie nach Göttingen berufen. Hier übte er neben einer fruchtbaren Professur noch eine vielseitige literarische Tätigkeit aus. Wöhler hat insgesamt 280 Veröffentlichungen geschrieben. Ferner war er bei zahlreichen Sammelwerken und periodisch erscheinenden Werken beteiligt.

26. 9. 1877 starb zu Stettin Hermann Günter Graßmann. Eigentlich zum Theologen bestimmt, beschäftigte er sich aber in seiner freien Zeit mit Mathematik und wurde später Lehrer der Mathematik am städtischen Gymnasium in Stettin. Er hat eine große Reihe mathematisch-wissenschaftlicher Arbeiten hinterlassen, unter denen besonders die Arbeiten hervorrangen, die sich mit der Vektorrechnung beschäftigen. Anfänglich wurde er als Mathematiker weniger beachtet, mehr dagegen als Sanskritforscher. Seine gesammelten mathematischen und physikalischen Werke erschienen in drei Bänden in den Jahren 1894 bis 1911.

28. 9. 1837 nahm Samuel Finley Breese Morse ein amerikanisches Patent auf seine Schreibtelegraphen. Er war der Sohn eines Geistlichen und widmete sich der Malerei. Durch Zufall kam

er mit der Elektrizität in Verbindung und versuchte einen telegraphischen Apparat zu bauen, und zwar benutzte er eine Malerstaffelei zum Anbringen der notwendigen Apparatur. Mit Hilfe eines in seinem Hause wohnenden Chemieprofessors gelang es ihm, den primitiven Apparat so weit zu verbessern, daß er ihn im Jahre 1837 mit Erfolg vorführen konnte. 1843 wurde mit Unterstützung der Regierung der Bau der ersten Versuchslinie zwischen Washington und Baltimore durchgeführt; die erste Depesche wurde im Jahre 1844 befördert. Der Erfolg war durchschlagend, und der Morseapparat verdrängte sehr bald alle anderen Systeme. Morse hatte das seltene Glück, die Frucht seiner Erfindung noch bei Lebzeiten genießen zu können.

29. 30. 9. 1913 starb auf der Fahrt nach England Rudolf Diesel. Sein Name ist bekannt geworden durch die von ihm entwickelte und mit seinem Namen eng verbundene Rohölmachine, die sich unter den Kraftmaschinen der heutigen Zeit eine geachtete Stellung erworben hat. Der Vorzug der Dieselmachine besteht in der Verwendung eines billigen Brennstoffes, des Rohöles, das in den Zylinderraum eingespritzt wird, in dem sich hochverdichtete Luft befindet. Das Öl entzündet sich dabei von selbst. Auf Veranlassung von bekannten Fachleuten nahmen die Maschinenfabriken Augsburg und Fried. Krupp in Essen die Gedanken Diesels auf, um sie praktisch zu erproben. Im Jahre 1897 trat Diesel zum ersten Male mit seiner Maschine vor die Öffentlichkeit. Von da an hat sich die Maschine ungeheuer schnell verbreitet.

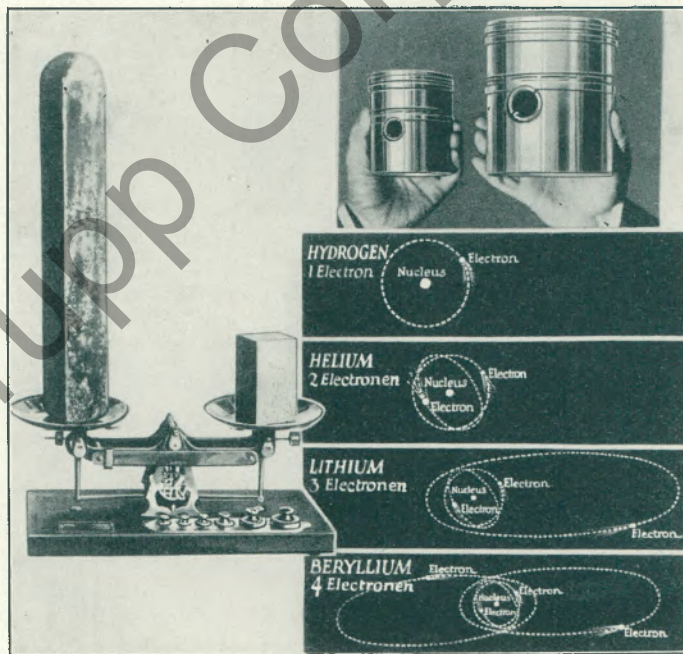
Jahade.



Eiserverzeugung bei Temperaturen über $+ 375^{\circ}$. — Geschweißte Schiffe. — Banknoten mit metallischem Überzug. — Das Stahlband als Berichterstatte. — Das neue Wundermetall.

Die Verflüssigung von Gasen durch Druck spielt in der modernen Kältetechnik eine große Rolle. Bei der Erzeugung von Eis wird bekanntlich vorher Ammoniakgas durch Druck verflüssigt. Während der Verdunstung nach Beseitigung des Drucks wird der Umgebung Wärme entzogen und hierdurch die erforderliche Abkühlung bewirkt.

Wenn nun aber jemand behaupten wollte, daß es möglich wäre, bei Temperaturen über 375° C, wo das Blei schon geschmolzen ist, durch Druck aus Dampf nicht nur Wasser, sondern Eis zu erzeugen, so wird der Laie verständnislos den Kopf schütteln, und der naturwissenschaftlich Gebildete wird auf die sogenannte kritische Temperatur hinweisen. Oberhalb dieser kritischen Temperatur soll es nicht möglich sein, ein Gas, selbst bei Anwendung noch so hoher Drücke, zu verflüssigen. Die kritischen Daten betrachtet man für jedes Gas bzw. jede Flüssigkeit für ebenso festlegend wie Schmelzpunkt und Siedepunkt. Und doch hat die Anschauung über die kritischen Daten einen mächtigen Stoß bekommen durch die Arbeiten, die Professor Franz Simon am Physikalisch-Chemischen Institut der Universität Berlin durchgeführt hat. Es ist ihm gelungen, Drücke von 6000 Atm. zu er-



Beryllium, das neue Wundermetall.

Links: Ein Berylliumblock und ein Stahlwürfel von gleichem Gewicht. Rechts oben: Ein Graugußkolben und ein gleich schwerer Kolben aus Beryllium. Rechts unten: Schematische Darstellung der Elemente nach der Elektronentheorie.

Genau genommen ist Beryllium durchaus kein „neues“ Metall. Schon im Jahre 1797 wurde es von Vauquelin, einem französischen Chemiker, entdeckt. Man versuchte jedoch vergeblich dieses Element in reinem Zustande zu gewinnen, bis es 1828 dem Metallurgen Hugh C. Cooper und seinen Mitarbeitern gelang, in seinem Laboratorium ein Stück reines Beryllium herzustellen. Seit dieser Zeit bemühten sich die Fachleute der ganzen Welt, ein Verfahren zur Gewinnung des Berylliums auf wirtschaftlicher Basis zu finden; doch blieb das reine Metall eine Seltenheit, die nur in den chemischen Laboratorien gezeigt werden konnte, bis es endlich Cooper gelang, eine wirtschaftliche Gewinnungsmethode zu finden.

zeugen und damit das Helium bei der achtfachen kritischen Temperatur zu verfestigen. Auf Wasser übertragen, würde das die Erzeugung von Eis bei Temperaturen bedeuten, bei denen die feuerfesten Stoffe längst weich geworden sind. Wenn auch die zur Verfügung stehenden Apparaturen dieses Experiment nicht erlauben, weil der erforderliche Druck nicht zu erreichen ist, so erscheint dies doch nach den Ergebnissen von Professor Simon theoretisch nicht mehr unmöglich. Die kritischen Daten erfordern also eine neue Deutung. Bereits im Vorjahr war es übrigens französischen Forschern gelungen, einen Apparat für die Erzeugung eines Druckes bis zu 20000 Atm. zu bauen. Dies zeigt, daß man auf diesem Wege doch noch weiterkommen kann. Wie an dieser Stelle schon betont wurde (vgl. Februarheft 1928), ermöglichen derartige Steigerungen des technischen Könnens das wissenschaftliche Studium von Naturerscheinungen in ganz neuen, unbetretenen Gebieten, wenn es auch mit der Ausbarmachung solcher Erscheinungen noch gute Weile haben mag, weil es an Werkstoffen zur sicheren Beherrschung solcher Zustände fehlt.

Zunächst dürfte die Entdeckung von Professor Simon entscheidend in den alten Streit der Geologen über den Zustand des Erdinneren eingreifen. Wenn bislang von einigen Wissenschaftlern angenommen wurde, daß sich der Kern der Erde nicht in flüssigem, sondern wegen des Druckes der darüberliegenden Erdrinde in einem stahlartig festen Zustand befinde, so widersprach das eigentlich bekannten physikalischen Gesetzen, während man nunmehr dieser Theorie große Wahrscheinlichkeit zubilligen muß. Bei Aufhebung des Druckes würde der Erdkern allerdings augenblicklich in flüssigen oder gasförmigen Zustand übergehen.

Die neuen Erkenntnisse brauchen lange, bis sie in die Praxis der Naturbeherrschung, die Technik, umgesetzt werden können, und die Fortschritte der Technik sind nur die Auswertung alter Erkenntnisse. Für den etwas tiefer Blickenden gibt es deshalb keine sensationellen Erfindungen, sondern nur ein stetes, wenn auch durchaus nicht gleichmäßiges Fortschreiten.

Beim gleichmäßigen Fortschritte macht die Schweißtechnik. Im Vordergrund des Interesses stehen zur Zeit ihre Erfolge im Schiffbau. Mit Rücksicht auf die der deutschen Flotte im Friedensvertrag auferlegten Beschränkungen ist hier die deutsche Marine zum Schrittmacher geworden. Der neue Kreuzer Enden wurde bereits vollkommen geschweißt, und die gleiche Bauweise ist für den Panzerkreuzer vorgesehen. Schon ein mittleres Schiff erfordert über eine Million Niete. Die Nietlöcher schwächen das Material obendrein, und so läßt sich bei Vermeidung der Nietung das Gewicht des Schiffskörpers bis zu 30 % vermindern, was der Tragfähigkeit des Schiffes zugute kommt. In der Handels-schiffahrt spielt die Schweißung des Schiffskörpers praktisch noch keine Rolle, da den Vorteilen, unter denen noch die völlige Wasserdichtheit und die Leichtigkeit des Anstrichs durch das Fehlen der Nietköpfe zu erwähnen sind, auch Nachteile gegenüberstehen. Der größte Nachteil ist, daß noch keine Konstruktionen ausgearbeitet sind, die auf die Schweißtechnik zugeschnitten sind. Auf dem Wannsee wurde jedoch ein völlig auf elektrischem Wege geschweißtes Motorboot erfolgreich ausprobiert, und man wird wohl auf diesem Wege schrittweise zu größeren Typen vorwärtsschreiten.

Die Tatsache, daß infolge der Verschlechterung des Papiers durch die Verwendung des Holz an Stelle von Lumpen die modernen Bücher kaum ein Alter von hundert Jahren überstehen werden, wird man mit gemischten Gefühlen aufnehmen; vielen Büchern mag man das Schicksal gönnen. Vermögend wird es aber für viele sein, daß das wertvollste Papier, die Banknote, künftig vor dem Untergang bewahrt werden kann. Der Erfinder des Metallspritzverfahrens, Dr. M. U. Schöpp in Zürich, hat Patente angemeldet, wonach Banknoten durch aufgespritzte Metallüberzüge schwer verbrennlich und schwer zerreißbar werden. Hoffentlich nimmt man für die Überzüge rostfreien Stahl, damit die Banknoten nicht verrotten! Dasselbe gilt für die Bücher der Zukunft, die nach einem Vorschlag, der angeblich von Edison selbst stammen soll, auf dünne Stahlfolien statt auf Papier gedruckt werden sollen.

Es muß eigentlich wundernehmen, daß die Erfindungen der Nachrichtenübertragung im Zeitungswesen, für das doch die kleinste Zeiterparnis große Vorteile bringt, bislang nur in ganz bescheidenem Umfange verwendet worden sind. Man darf daraus wohl den Schluß ziehen, daß sie den Ansprüchen, die sich an Hand der älteren Verfahren

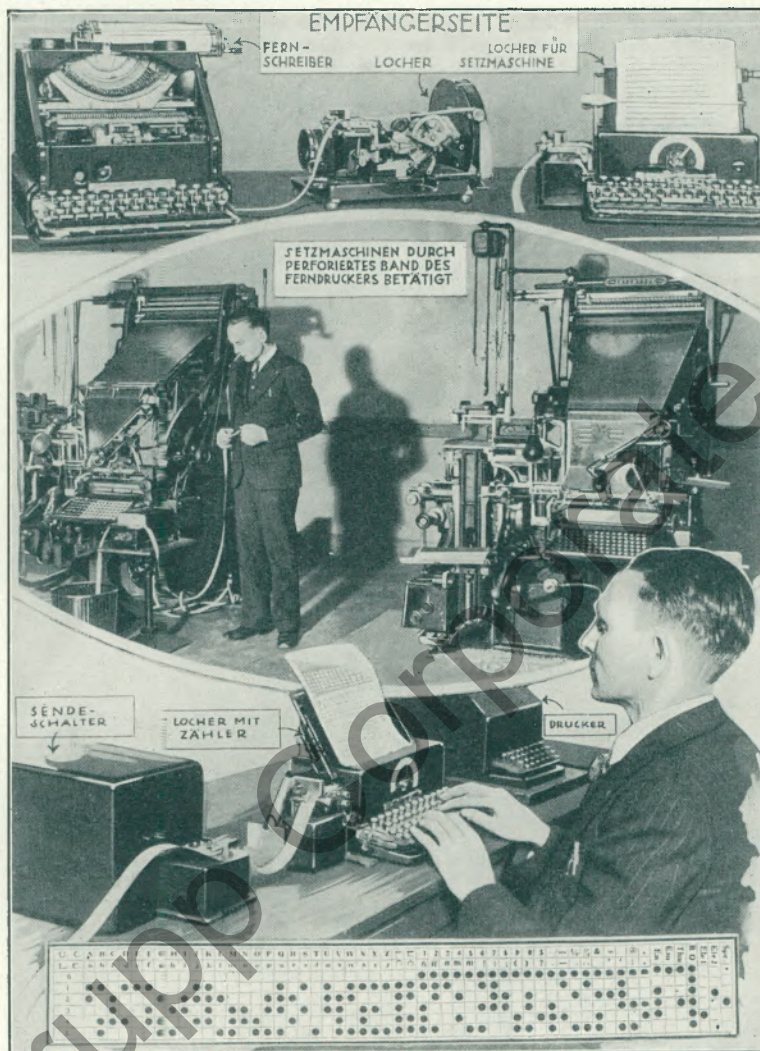
herausgebildet haben, doch noch nicht in jeder Beziehung gewachsen sind. Dr. Kurt Stille, Berlin, der Erfinder des magnetischen Stahlbandes als Tonfilmträger (vgl. „Fortschritte der Technik“ im Maiheft, S. 234), hat sein Verfahren mit Erfolg dem Bedürfnis der Zeitungen, an den hohen Telefonspreisen zu sparen, angepaßt. Die Nachrichtenzentrale läßt das Telefongespräch auf elektromagnetischem Wege auf dem Stahlband fixieren und kann es dann von diesem Stahlband aus mit der fünffachen Geschwindigkeit an verschiedene Zeitungen weitergeben. Dort wird das Gespräch wiederum auf ein Stahlband übertragen, das zwecks Aufnahme ins Stenogramm dann mit normaler Schnelligkeit, also fünfmal so langsam, abläuft und über eine Lautsprecheranlage das Gespräch wiedergibt. In einem Berliner Großbetrieb hat sich dies Verfahren seit einigen Monaten gut bewährt.

Auf der Gießerei-Fachausstellung in Düsseldorf wird die Abteilung für Elektrochemie der Siemens & Halske A.-G. ein wenig bekanntes Element, das Metall Beryllium, ausstellen, das man auf Grund seiner hervorragenden Eigenschaften als das Legierungsmetall der Zukunft bezeichnen möchte, wenn nicht das Ausgangsmaterial, der Beryll, in so geringen Mengen vorkäme, daß an eine billige Erzeugung kaum zu denken ist. Beryllium ist so leicht wie Magnesium, ist dabei jedoch so hart, daß es Glas rißt. Sein Schmelzpunkt liegt fast bei der Temperatur des Eisens, bei 1278° C. Eine Legierung von Kupfer mit 2 bis 3 % Beryllium erteilt dem Metall fast das Sechsfache an Härte und etwa die fünffache Festigkeit. Obendrein haben die Berylllegierungen den großen Vorteil, daß sie vergütbar sind. D. h. man kann sie erst in einem weichen Zustand erhalten, in dem sie bequem zu bearbeiten sind, etwa durch Walzen, Pressen usw., um sie nach der Bearbeitung durch Anlassen, ähnlich wie bei Stahl, in einen sehr harten Zustand überzuführen. Dasselbe gilt für gewisse Eisenlegierungen mit Beryllium, die den nichtrostenden Chromstählen ähneln, die jedoch nicht vergütbar sind. Die Berylliumbronze, also die Kupferlegierung, hat außerdem die beste elektrische Leitfähigkeit von allen Bronzen. Hervorragende Eigenschaften haben auch die Legierungen mit Nickel und Kobalt. Vorläufig kostet das Gramm Beryllium noch 1,50 RM.; bei einer normalen Erzeugung hofft man mit dem Preis bis auf 1 RM. heruntergehen zu können. Die

Berylliumbronzen werden in der Elektroindustrie und bei der Reichsbahn bereits verwendet für hochbeanspruchte Apparateile, wie z. B. Ventilsfedern, Schleifringe, Düsen, Lagerschalen usw. Wieder ein Schritt also zu der technischen Verwendung aller bekannten chemischen Elemente.

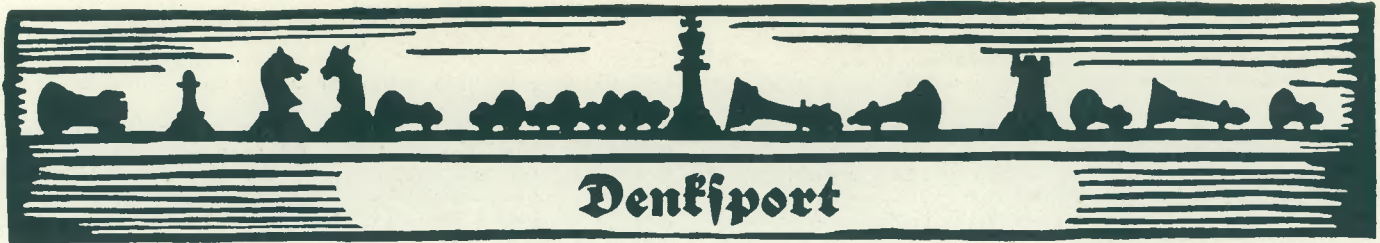
In den letzten Jahren haben sich auf dem Rheine die Dieselschlepper wegen des geringen Gewichtes ihrer Motorenanlage und des dadurch ermöglichten geringen Tiefganges gut eingeführt. Zum ersten Male ist nun auch der Dieselantrieb auf einem Radschlepper mit Erfolg verwendet worden. Auch hier machen sich alle Vorteile des Dieselantriebes geltend. Die Schwierigkeit bestand darin, den schnelllaufenden Dieselmotor mit der Radwelle zu koppeln, die in der Minute nur etwa 30 Umdrehungen macht.

Sulfor.



Die Fernsekmachine.

Die amerikanischen großen Tageszeitungen sind mit Ferndruckapparaten ausgerüstet, welche die Drahtnachrichten in Druckschrift wiedergeben, so daß diese sofort in den Leserraum weitergeleitet werden können. Eine weitere Beschleunigung in der Veröffentlichung der Drahtnachrichten wurde dadurch erreicht, daß der Ferndrucker direkt an die Setzmachine angeschlossen wurde. Die Telegramme werden in Lochschrift auf endlosem Band empfangen, und das perforierte Band wandert in einen Übertragungsapparat. Entsprechend der Anordnung der Löcher auf dem Papierbande entspricht jede Gruppe einem Buchstaben. Die telegraphisch gesandte Nachricht erscheint als fertiger Satz in der gewünschten Spaltenbreite.



Denksport

Schach e. e.

Bearbeitet von Heinz Vollmer.

Lehrgang des Schachspiels.

IX.

Neben der Offensiv- bzw. Defensivkraft des Königs seien anschließend je ein Beispiel der Wichtigkeit des Freibauern und des Zugzwanges demonstriert.

„Ein Freibauer zu sein, das ist des Bauern Traum“, sagt Lasker. Man versteht darunter einen Bauern, der unbehindert bis zur achten Reihe durchmarschieren kann, bereit, sich in eine Dame zu verwandeln und die Partie mit einem Schläge zu entscheiden. Ein hübsches Beispiel stammt von M. Platoff. (Weiß: Ka5; Se8; Bb6; Schwarz: Ke4; Td4.) Hier muß der Freibauer die Entscheidung bringen, also 1. b6-b7 (Schwarz darf nicht das Feld b8 beherrschen; wenn Td4-d8, so 2. Se8-d6 +. 3. Sd6-c8. Td8-d1. 4. Sc8-d6). 1. --- Td4-d5 +. 2. Ka5-b6, Td5-d8, 3. Se8-d6 + Ke4-f4, 4. Sd6-c8, Td8-d1, 5. Sc8-d6, Td1-xd6 + 6. Kb6-c7 und der weiße Bauer erreicht das Feld b8.

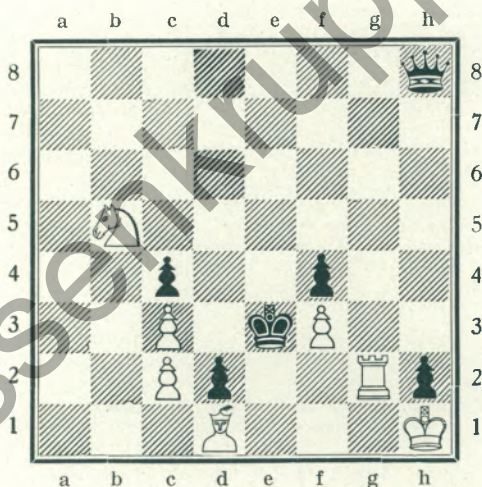
Häufig jedoch werden im Endspiel Stellungen erzielt, wo bei gleichem Kräfteverhältnis kaum der Sieg einer Partei möglich erscheint. Hier entscheidet jedes Tempo; der Zugzwang einer Partei bietet die einzige Gewinnmöglichkeit, wie aus einer Laskerschen Studie klar hervorgeht.

Weiß: Ka1; B(4)a4, d4, d5, f4; Schwarz: Ka7; B(3)a5, d6, f5. Es zieht Weiß 1. Ka1-b1, Ka7-b7; 2. Kb1-c1, Kb7-c7; 3. Ke1-d1, Ke7-d7; 4. Kd1-c2, Kd7-c8; 5. Kc2-d2, Kc8-d8; 6. Kd2-c3, Kd8-c7; 7. Kc3-d3 und gewinnt durch Zugzwang. Allen Schachern zum Variantenstudium empfohlen!

Aufgabe Nr. 9.

Von E. Schulz, Dortmund.

Urdruck.



Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Stellung der Steine:

Weiß: Kh1; Tg2; Sb5; Ld1; B(3)c2, c3, f3; [7]

Schwarz: Ke3; Dh8; B(4)c4, d2, f4, h2; [6]

Eine hübsche Aufgabe eines „Verk“-Schachfreundes mit dem für einen Bierzuger wesentlichen Vorzug, nicht allzu schwierig zu sein. —

Räts e. e.

Karree rätsel.

	1	2	3	4	5	6	7	
8	9	10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23	24	25
26	27	28	29	30	31	32	33	34
35	36	37	38	39	40	41	42	43
44	45	46	47	48	49	50		

Die Zahlen der zu suchenden Wörter sind durch entsprechende Buchstaben zu ersetzen, die in die betreffenden Karrees gesetzt werden (jedes Karree wird nur einmal besetzt). Sämtliche Buchstaben von 1 bis 50, durchlaufend gelesen, ergeben einen Spruch von Schopenhauer.

Bedeutung der Wörter:

1. Neuzeitliche Erfindung	11	40	24	33	25
2. Sternbild	25	32	3	25	18
3. Paradies	6	30	29	18	
4. Gebirge in Südamerika	40	18	42	10	34
5. Strom in Russland	47	25	20	4	40
6. Venezianisches Boot	14	25	37	42	38 5
7. Nebenfluß der Donau	5	2	8	27	
8. Deutscher Komponist	16	40	26	9	
9. Stadt an der Saale	28	31	41	40	
10. Faserstoff	28	12	50	43	
11. Teil des Weinstocks	44	35	1	43	
12. Fluß in Italien	23	33	22	21	44
13. Alkoholisches Getränk	44	17	13		
14. Vereinigung	49	36	19	40	
15. Kohlenprodukt	23	45	15	39	
16. Kletterpflanze	5	7	40	46	48

Scharade.

Wie Eins ist stets der Elefant. —
Eins-zwei, nicht fern der Wasserkant',
Die deutsche Stadt, von Seen umkränzt.
Im Sonnenscheine silbern glänzt
Des Jnders heil'ger Strom Zwei-drei. —
Nun hol zum Schluß noch Vier herbei;
Die alte Stadt am Moselstrande
Beherrscht (mit Fuß) dort stolz die Lande! —
Nicht weit davon, im Ruhrgebiet,
Wo die Maschine faucht und glüht,
Und überall, wo rauchbedeckt
Manch' Schornstein sich zum Himmel streckt,
Wo fleiß'ge Hände froh sich rühren,
Siehst klug das Ganze du regieren!

Vokalrätsel.

Man umkleide die richtig anzuordnenden fünf Gruppen von Mitlauten mit Selbstlauten, um so fünf Wörter der angegebenen Bedeutung zu bilden. In jedem Worte ist nur einer der fünf Selbstlaute, dieser aber mehrmals zu verwenden, und zwar so, daß alle fünf Selbstlaute zur Verwendung kommen. Die Anfangsbuchstaben der fünf zu findenden Wörter ergeben ein für Qualitätsstähle wichtiges Metall:

1. n n n e v mittelfranzösische Berglandschaft,
2. d h n p r nordische Hafenstadt,
3. d f r k n n Radioübermittlung,
4. d x h r t streng rechtgläubig,
5. s s s s m p p ein großer Strom.

Die geheimnisvolle Ehezahl.

Im Mittelalter gab es ein großes Rätselraten um die geheimnisvolle Zahl aller Eheleute der Welt! Man zerbrach sich den Kopf darüber, woher es komme, daß sich einzelne Daten so zusammenzählen ließen, daß sich eine Zahl ergab, die bei allen gleich lautete. Im Jahre 1929 kommt die Zahl 3858 in Frage. Sie findet jedoch nur für Eheleute Anwendung und ergibt sich aus dem Lebensalter, dem Geburtsjahr, dem Heiratsjahr und der Zahl der Ehejahre. Nehmen wir also ein Beispiel.

Jemand ist im Jahre 1892 geboren und hat im Jahre 1917 geheiratet. Dann ist folgende Rechnung aufzustellen:

Lebensalter	37 Jahre
Geburtsjahr	1892
Heiratsjahr	1917
Zahl der Ehejahre	12
Summe	3858

Diese Zahl ist jene geheimnisvolle! Dabei ist es außerdem gleichgültig, ob ein Mensch 23 oder 75 Jahre alt, ob er 1 oder 30 Jahre verheiratet ist; immer wird das Resultat die Zahl 3858 aufweisen. Man sah damals einen Hinweis darin, daß die Ehe den Zweck habe, beide Ehegatten zu eins zu verschmelzen. Das ist allerdings ein guter Zweck, den die Ehe bestimmt hat, aber die Lösung dieses Rätsels ist doch etwas anders. Wer findet sie?

Lösungen aus Heft 8.

Kreuzworträtsel.

P	R	A	G		M		A	U	L	A
O	E	L		G	A	S		R	O	M
D	I		T	A	R	I	F		R	E
E	M	S		N	I	L		H	A	I
S		A	L	G	E	B	R	A		S
S	T	R	A	F	E		E	I	L	S
	E	L	I	S		R	O	S	T	
K	S				R				A	L
R	E	H		T	A	L		U	T	E
U	D		K	A	B	E	L		U	I
G	A	U		T	E	E		S	E	M

Der Sportmonat.

Ein Rückblick auf die Zeit vom 16. Juli bis 15. August 1929.

17. 7. 1929. Im 200-Meter-Seitenschwimmen stellt in Bremen der Darmstädter Dingeldey mit 2 : 35,8 Minuten einen neuen deutschen Rekord auf. Er unterbietet hierdurch seine eigene Bestleistung um 2,9 Sekunden.
20. 7. 1929. In Breslau beginnen die Kämpfe um die deutschen Leichtathletik-Meisterschaften. Der erste Tag bringt zwei neue deutsche Bestleistungen, und zwar läuft der Düsseldorfer Kilp genau 15 Minuten über 5000 Meter und unterbietet hierdurch die alte Höchstleistung von Kohn um 3 Sekunden. Im Stabhochsprung überpringt Wegener (Halle) 3,99 Meter, wodurch er seinen eigenen Rekord von 3,855 Meter überbietet (vgl. 30. 6. 1929).
20. 7. 1929. Bei den leichtathletischen Frauenmeisterschaften in Frankfurt verbessern in der 10 × 100-Meter-Staffel die Vertreterinnen von Brandenburg-Berlin den von London Olympia A.C. gehaltenen Weltrekord von 2 : 08,4 Minuten auf 2 : 05,3 Minuten. In einem Vorlauf zur 80-Meter-Hürden-Meisterschaft stellt Fr. Haur (Eintracht Frankfurt) mit 12,6 Sekunden einen neuen deutschen Rekord auf.
20. 7. 1929. Anlässlich des 10. Rhön-Segelflug-Wettbewerbes fliegt Kronfeld von der Wassertuppe bis Hermsdorf bei Jena und überbietet durch diesen Flug von 143 Kilometer Luftlinie bei 2000 Meter Startüberhöhung alle bisherigen Strecken- und Höhenleistungen im Segelflug.
21. 7. 1929. Die leichtathletischen Frauenmeisterschaften in Frankfurt bringen eine neue Rekordserie: Fr. Heublein (Barmen) verbessert ihre eigene Weltbestleistung im Kugelstoßen (12,29 Meter) auf 12,85 Meter. Die 4 × 100-Meter-Staffel holt München 1860 in der Weltrekordzeit von 49 Sekunden. Neue deutsche Rekorde gibt es im Weitsprung mit 5,65 Meter durch Fr. Schlarp (Köln) und im 80-Meter-Hürdenlauf mit 12,4 Sekunden durch Fr. Becker (Berlin).
21. 7. 1929. Drei neue deutsche Schwimmrekorde werden anlässlich des internationalen Jubiläumsschwimmfestes in Göppingen aufgestellt. Reigel (Göppingen) verbessert die alten Rekorde des Dortmunders Handschuhmacher über 800 Meter Freistil von 11 : 26 auf 11 : 18 Minuten und über 1000 Meter Freistil von 14 : 21,9 auf 14 : 05,1 Minuten. Mit 2 : 50,6 Minuten unterbietet Sietas (Hamburg) die bisherige deutsche Bestleistung von Ede Rademacher im 200-Meter-Brustschwimmen um 1,4 Sekunden.
22. 7. 1929. Der Schlußtag der deutschen Leichtathletik-Meisterschaften bringt einen neuen Weltrekord in der 4 × 100-Meter-Staffel, die die Mannschaft des SC. Charlottenburg in 40,8 Sekunden läuft. Der zuletzt anerkannte Weltrekord stand auf 41 Sekunden und wurde von der USA-Nationalstaffel gehalten. Am gleichen Tage stellt SC. Charlottenburg auch in der 4 × 1500-Meter-Staffel einen neuen deutschen Rekord mit 16 : 25,9 Minuten auf, und Weiß (Berliner Sport-Club) erringt mit 585 Punkten eine neue deutsche Bestleistung im Zehnkampf. Die alten Rekorde standen auf 16 : 41 Minuten (Leutonia 99) bzw. 554 Punkte (Weiß Berliner SC.).
28. 7. 1929. In Nürnberg holt sich zum drittenmal die Spielvereinigung Fürth den Titel des deutschen Fußballmeisters, indem sie nach hartem Kampf mit 3 : 2 (1 : 1) ihren Rivalen Hertha-Berliner SC. schlägt.
28. 7. 1929. Der leichtathletische Städtekampf Berlin—Budapest wird mit 49 : 48 Punkten in Budapest knapp von Berlin gewonnen.
30. 7. 1929. Das amerikanische Flugzeug „St. Louis-Robin“ landet auf dem Flugplatz St. Louis, nachdem es unter Führung von Jackson und O'Brien 420 Stunden 21 Minuten ununterbrochen in der Luft war. Während des Fluges wurde 47 mal Brennstoff übernommen. Durch diesen Flug ist die Höchstleistung des amerikanischen Flugzeuges „Angelo“ ganz erheblich überboten worden (vgl. 12. 7. 1929).
30. 7. 1929. Der Segelflieger Robert Kronfeld fliegt von der Wassertuppe nach dem etwa 150 Kilometer entfernten Wien bei Bayreuth und erreicht hierbei eine Höhe von 2160 Meter über Start. Am gleichen Tage fliegt Groenhoff mit Fluggast im Segelflugzeug von der Wassertuppe bis Nordheim bei Meiningen, 33,3 Kilometer Luftlinie. Beide Flüge bedeuten wieder neue Weltbestleistungen (vgl. 20. 7. 1929).
30. 7. 1929. Der neue deutsche Meister im Speerwerfen, Molles (Königsberg), stellt mit einem 64,915-Meter-Wurf einen neuen deutschen Rekord auf und überbietet hierdurch seine eigene Bestleistung um 9,5 Zentimeter.
3. 8. 1929. Bei einer leichtathletischen Veranstaltung in Duisburg stellt in der 4 × 800-Meter-Staffel Leutonia Berlin mit 7 : 54,8 Minuten einen neuen deutschen Rekord auf, indem sie den eigenen Rekord von 8 : 00,9 Minuten erheblich unterbietet.
4. 8. 1929. Hubert Houben, der bekannte deutsche Sprinter, läuft in Krefeld sein letztes Rennen über 100 Meter. Houben wird als Einzelkämpfer die Bahn verlassen und sich nur noch an Staffellämpfen beteiligen.
4. 8. 1929. Zwei neue Weltrekorde in der Frauen-Leichtathletik bringen die internationalen Kämpfe in Ulm. Fr. Haur (Eintracht Frankfurt) überbietet im Speerwerfen beidarmig die bisher mit 48,32 Meter gehaltene Bestleistung von Fr. Jandera (Tschechoslowakei) mit 57,05 Meter, und Fr. Jungkuz (Ulm) erreicht im beidarmigen Kugelstoßen 21,47 Meter. Der letzte Rekord wurde bisher von der Amerikanerin Morris mit 21,01 Meter gehalten.
7. 8. 1929. In Oslo stellt der Berliner Trosbach im 110-Meter-Hürdenlauf mit 14,7 Sekunden einen neuen deutschen Rekord auf. Trosbach verbessert hierdurch seine eigene Bestleistung um 2 Zehntel-Sekunden.
7. 8. 1929. Auf dem Pariser Flughafen Orly erfolgt der Start zum Europa-Rundflug für Leichtflugzeuge. Die etwa 6000 Kilometer lange Strecke führt über zwölf europäische Staaten.
11. 8. 1929. Der zweite Schwimm-Länderkampf Deutschland—Schweden wird in Halberstadt mit 220 : 140 Punkten für Deutschland entschieden.
15. 8. 1929. Die erste Durchquerung des Genfer Sees gelingt der holländischen Schwimmerin Corry Leibrand, die unter amtlicher Kontrolle die etwa 60 Kilometer lange Strecke in 35½ Stunden zurücklegt.

Die Bolauflertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat

eingeschossenen Spottvögel

Der Pedant. „Warum rennen Sie denn so mit dem Jungen?“ — „Zum Fahrkartenschalter, in fünf Minuten wird er zehn Jahre alt!“ (Berliner Illustrierte.)

*
Großes Volk. „Wir sind nämlich Griechen“, erläuterte die Dame dem neuen Berliner Mädchen, als sie es mit den Gewohnheiten des Haushaltes bekannt machte. „Oh, das macht nichts“, erwiderte Minna bereitwillig. „Ich habe schon mal bei Chinesen gedient.“

*
Der klassische Schweine- treiber. Die Dichter Klaus Groth und Emanuel Geibel spazierten einmal unter poetischen Gesprächen im Düsternbrocker Holz bei Kiel und gerieten in Meinungsverschieden- heiten. Groth hatte behauptet, sein geliebtes Plattdeutsch lasse sich auch klassischen Versformen, z. B. Disti- chen, fließend anpassen; Geibel be- stritt das. Da plagte in die Unter- haltung ein Schweinetreiber hinein, der wetternd hinter einem seiner Borstentiere, einem eigensinnigen Ausreißer, herlief. Der Mann schrie wütend:

„Will dat Swien, dat verdamm- tige Beest, nich wedder torüg kam? Krieg ik em widdar to fat, hau ik em een mit dem Pitsch!“

Groth war über dieses tadellose Distichon sehr begeistert, und Geibel mußte sich für besiegt erklären. (Düsseldorfer Nachrichten.)



Abschied vom Sommer.

Otto Quante.

Kunde: „Ich möchte ein Auto haben; aber es soll etwas Beson- deres sein, nicht so, wie jeder es hat.“

Verkäufer: „Wie wär's denn, wenn Sie einen Wagen gegen Bar- zahlung nähmen?“

(Berliner Illustrierte.)

*
Ansichtssache. In der Schule wird über das Lied „Ich bete an die Macht der Liebe“ gesprochen. Bei der Stelle „... ins Meer der Liebe mich versenken“ fragt der Lehrer: „Nun, Paul, was stellst du dir darunter vor?“ „Heiraten, Herr Lehrer!“

(Kölnische Illustrierte.)

*
Heroismus. Das neue Stück ist ein glatter Reinfall. Nach dem ersten Akt schon verlassen viele das Theater. Noch vor dem Ende des zweiten wird die Zahl der Glächten- den beängstigend groß. Da erhebt sich ein zynischer Kritiker und ruft: „Halt! Erst die Frauen und Kinder.“

(Kölnische Illustrierte.)

*
Unerwartete Antwort. Eine Lehrerin entdeckt ein Kind in ihrer Klasse, dessen Mutter sie schon unter- richtet hat. „Nun, was hat denn deine Mutti gesagt, daß du gerade zu mir gekommen bist?“ Kind schweigt. „Hat sie denn gar nichts gesagt?“ — „Doch!“ — „Nun, was hat sie denn gesagt?“ — „Sie hat gesagt: Was, bei das olle Beest?“

(Reclams Universum.)

Zu unseren beiden Scherenschnitten „Die Lieblingsfrau“ (Kunstdruck- beilage) und „Tintoretto an der Bahre seiner Tochter“ (S. 25).

Wenn die Scherenschnitte uns nicht im Original vorgelegen hätten, und wenn die Fingerspitze nicht ganz leicht und behutsam und zweifelnd über die Oberfläche gegliitten wäre, um sich zu überzeugen, daß wirklich alles ausgeschnitten war, und wenn schließlich sich nicht zum Überfluß die kritische Lupe davon überzeugt hätte, daß die Grundbedingung für einen Scherenschnitt — jedes der beiden Blätter aus einem Stück geschnitten und z. B. die Figuren nicht etwa nachträglich aufgesetzt — gegeben war, dann würde es uns wahrscheinlich genau wie der Mehrzahl unserer Leser beim Betrachten der Kunstdruckbeilage gegangen sein: Daß soll ein Scheren- schnitt sein? Unmöglich!

Aber beide Bilder stellen tatsächlich zwei Scherenschnitte (Original- größe 28×26 cm bzw. 23,5×22,5 cm) dar, deren Erstveröffentlichungs- recht für Deutschland wir erworben haben.

Wer sich die Zeit nimmt, einen Augenblick bei der Betrachtung zu verweilen, wird, abgesehen von dem allgemeinen künstlerischen Eindruck, der sowohl in der Geschlossenheit der Komposition als auch in der orna-

mental en Gestaltung zum Ausdruck kommt, ein grundsätzliches Unter- scheidungsmerkmal von den üblichen Scherenschnitten festgestellt haben: die Fähigkeit des Künstlers, den Scherenschnitt aus der Fläche in den körperhaften Raum zu stellen.

Um unseren „Werk“-Freunden eine besondere Freude zu machen, haben wir von der Wiedergabe des Schnittes „Lieblingsfrau“ eine Anzahl Sonder- drucke herstellen lassen, die ausschließlich als Werbeprämien Ver- wendung finden.

Jeder „Werk“-Leser, der mindestens zwei neue Bezieher für das letzte Vierteljahr 1929 (Oktober bis Dezember) oder einen neuen Jahresbezieher spätestens ab Januar 1930 wirbt, hat Anspruch auf einen Sonderdruck des genannten Scherenschnittes auf Kunstdruckkarton (Bildgröße 17×19 cm, Kartongröße 25×32 cm).

Jeder „Werk“-Leser, der bis zum Dezember mindestens drei neue Jahresbezieher für 1930 gewonnen hat, hat Anspruch auf einen vom Künstler handschriftlich signierten und numerierten Sonder- druck auf Echtpapier. Als neue Jahresbezieher gelten nur Personen, die den laufenden Jahrgang noch nicht beziehen.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buch- handlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 10 RM., Einzelheft 1 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.